



42 cm

Zwei Kriegsjahre
einer 42 cm Batterie

von

Major a. D. F. Solf

Zwei Kriegsjahre einer „42 cm“ Batterie.



„42 cm“ Mörser.

Zwei Kriegsjahre einer „42cm“ Batterie.

Von Major a. D. F. Solf.

Mit 30 Abbildungen.



Schr. Belfersche Verlagsbuchhandlung
Stuttgart. 1920.

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Copyright 1920 by Chr. Belfersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart

Druck der Chr. Belferschen Buchdruckerei, Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Der erste Auftrag	7
Manonviller	17
Enttäuschungen	58
Ossowiez	54
Dammerkirch	67
Arras	82
Kowno	92
Semendria	101
Verdun	119

Der erste Auftrag.

Es war gegen Mittag des 31. Juli 1914, als ich von meinem Dienstzimmer in der Artillerie-Prüfungskommission in Berlin zum Präses gerufen wurde. Ich fand dort Vertreter des Generalstabes und des Kriegsministeriums und wurde ihnen als Führer einer 42 em-Batterie im Mobilmachungsfall vorgestellt. „Fahren Sie sofort zum Großen Generalstab,“ hieß es, „Sie bekommen dort einen eiligen Auftrag.“ Die Stellen, an die ich mich zu wenden hatte, wurden mir noch kurz angegeben und einige Minuten später fuhr ich durch den sommerlichen Tiergarten nach dem bekannten roten Hause am Königsplatz.

Etwas überraschend war mir die Sache doch gekommen. Also so dicht waren wir schon am Kriege, daß bereits besondere Aufträge erteilt wurden! Außerste politische Hochspannung war ja vorhanden, aber lieber Gott, wie oft war das schon der Fall gewesen. Wer lange in Metz gestanden hatte, wo man die militärischen Wirkungen solcher Spannungszeiten stets aus allererster Hand zu spüren bekam, war etwas abgebrüht gegen die ewigen Kriegsgerüchte. Wer auch noch den Winter 12—13, schrecklichen Ungedenkens für jeden Metzger Batteriechef, miterlebt und auch ihn wieder hatte vorbeizugehen sehen, ohne die diesmal sicher erwartete Ent-

ladung, der glaubte nicht mehr so leicht an Krieg. Einer zuckt ja im letzten Augenblick doch immer wieder zurück und scheut die Verantwortung, so dachte man nachgerade.

Meine Droschke hielt vor dem Generalstabsgebäude und bald wußte ich, was ich sollte. Zur Westgrenze fahren, nach Avricourt, dort, noch auf deutschem Boden, eine Stellung aussuchen für meine Batterie zur Bekämpfung des Forts Manonviller, feststellen, welche vorbereitenden Arbeiten auszuführen seien und die nötigen Anordnungen für die am 1ten Mobilmachungstage eintreffenden Eisenbahn- usw. Truppen niederlegen.

Also Manonviller sollte es werden, der Stolz der Franzosen und ihr stärkstes und größtes Sperrfort, das Bahn und Straße von Saarburg nach Luneville beherrschte. Manonviller, ein alter Bekannter aus manchem Festungskriegsspiel. Mehr als einmal hatte ich bereits auf dem Papier geholfen, das Fort zu nehmen. Drei Tage waren erforderlich und 300—350 Schuß aus 42 cm, außer all dem kleineren Geschütz, das sonst noch zu schießen hatte. Dann mußten Panzer- und Betonbauten soweit erledigt sein, daß das Fort gestürmt werden konnte. Das war die Normallösung, im Frieden durch eingehende Versuche und Berechnungen festgelegt.

Nun sollte ich also die Probe aufs Exempel machen, sollte Manonviller in Wirklichkeit zu Leibe gehen, und noch dazu mit 42 cm. Mir waren sie ans Herz gewachsen, diese größten Schwestern aus der buntscheckigen Schar der „Bräute des Artilleristen“. Hatte ich sie doch in langen Friedensjahren heranwachsen sehen und mit-

geholfen, ihre Kinderkrankheiten zu überwinden, ihre Anlagen und Fähigkeiten zu prüfen, und schließlich sie auszustatten mit allem, was sich für so fürnehme Bräute gehört. Es war nicht immer ganz leicht, mit „Berta“ auszukommen. Nach keiner vorhandenen Decke wollten sich die Riesenkinder strecken, und als die erste einmal zeigen sollte, was sie gelernt habe und leisten könne, da wollte kein Schieß- oder Übungsplatz im deutschen Reiche ausreichen, so eifrig auch alle mit Zirkel und Maßstab nach allen Himmelsrichtungen ausgemessen wurden. Schließlich wurde sie mitten auf einen der größten gesetzt und mußte von da aus ins Gelände schießen, d. h. in anschließende ausgedehnte Wälder, die sich leicht absperren ließen. Nun hielten sie schon seit langem einen Dornröschenschlaf, nur freilich nicht unter Rosenhecken, sondern in ganz prosaischen Wellblechschuppen, aber gehegt und gepflegt, wie es sich KönigsKinder nicht besser wünschen können. Nur einmal im Jahr wurden sie geweckt und mußten es sich gefallen lassen, einer Schar von Verehrern in preußischen Kanoniersröcken vorgeführt zu werden. Bis in ihre blanken Seelen wurden sie rücksichtslos entschleiert und mußten zeigen, ob sie noch alles konnten. Dann durften sie weiter schlafen.

Mein Wagen hatte mich wieder zur A.=P.=K. zurückgebracht. Schnell wurde der Dienst dem Assistenten übergeben und dann ging es ans Abmelden und Verabschieden. Überall wurde ich beglückwünscht und beneidet, und war auch nicht wenig stolz, war ich doch

Der erste, der mit einem kriegerischen Auftrag hinausging. Abends saß ich im D-Zug nach Straßburg und las in der Zeitung die Verkündigung des drohenden Kriegszustandes.

Am nächsten Morgen wurden bereits die ersten Anzeichen sichtbar, in Gestalt von Posten in Zivil und Uniform an Brücken und Tunnels. In Mannheim hieß es aussteigen. Der Zug mußte leer über die Eisenbahnbrücke fahren. Wir Insassen wurden in die Straßenbahn verpackt, Türen und Fenster geschlossen, vorn und hinten ein Posten, so ging es hinüber nach Ludwigs-
hafen. Hier tauchten auch die ersten Landwehrtshafos und Wachstuchmützen auf, badische, bayerische und preußische, der wunderlichsten und vorsündflutlichsten Formen, wie man sie nur noch von Bildern der Befreiungskriege oder aus Museen her in Erinnerung hatte.

In Straßburg kurzer Aufenthalt und fahrplanmäßig weiter Richtung Saarburg. Auf dem Bahnhof in Zabern erregte ein Panzerzug allgemeine Aufmerksamkeit. Mit Schilden und Sandsäcken bewehrt und mit Maschinengewehren gespickt, stand er fertig unter Dampf. Also so weit war man hier schon und dabei noch nicht einmal Mobilmachung!

Ich hatte mir vorgenommen, in Saarburg zunächst einmal auf das Divisionskommando zu gehen, um mich zu unterrichten, wie ich meinen Auftrag am besten ausführen könnte, denn daß auf die Eisenbahn von da nach Avricourt nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen sei, hatte ich schon erfahren. Die Straßen des Städtchens

muteten an, wie an großen Manövertagen. Viel Kriegsvolk, Truppenfahrzeuge, Meldereiter und was dazu gehört. Den Generalstabsoffizier der Division traf ich bei der glühenden Hitze im weißen Drilchrock, sichtlich bereits angestrengt durch die Arbeit der vergangenen Tage. Ringsum Adjutanten und Schreiber, Stöße von Karten und Meldungen, Ordonnanzen kamen und gingen, kurz Hochbetrieb.

„Ja, wir haben hier schon seit 8 Tagen Krieg,“ meinte der Major auf eine diesbezügliche Bemerkung. Es war gut, daß ich gekommen war. Ich bekam einen Kraftwagen und die nötigen Ausweise, ohne die ich keine zehn Schritte hätte tun können, und schließlich den Rat, in Zivil zu fahren, das ich vorsichtshalber mitgebracht hatte. „Ich will doch noch einmal nachfragen lassen, wie es jetzt in Avricourt aussieht,“ meinte der Major, als ich eben gehen wollte, „die letzte Meldung von dort war nämlich etwas merkwürdig. Lesen Sie doch noch einmal vor,“ sagte er zu einem der Offiziere. Und dieser las: „Feldwache Bahnhof Deutsch-Avricourt. Ich habe stärkere feindliche Kräfte mir gegenüber. Da außerdem Japan an Rußland den Krieg erklärt hat, beabsichtige ich mich zurückzuziehen. X. Leutnant.“ Ich traute meinen Ohren nicht, aber der Major meinte lächelnd: „Ja, wörtlich so ist das gemeldet worden, man erlebt die merkwürdigsten Sachen.“ Inzwischen hatte Avricourt geantwortet, daß keine Veränderung eingetreten sei und ich empfahl mich. Bald darauf fuhr ich als harmloser Zivilist der Grenze zu. Schon der nächste

Dorfeingang war gesperrt und bewacht und nur der Ausweis der Division öffnete den Weg.

Und so ging es weiter. Überall Sperren, Feldwachen, Posten, in Waldstücken abgeseffene Schwadronen Saarburger Mannen; es war wirklich so, hier herrschte schon vollkommen Krieg. Endlich hatten wir uns bis zum Bahnhof Deutsch-Avrincourt durchgeschlagen. Dort suchte ich mir zunächst den bewußten Feldwachhabenden, der sich wegen Japans Kriegserklärung an Rußland ausgerechnet aus Avricourt zurückziehen wollte. Der Herr machte einen etwas aufgeregten Eindruck und behauptete, eben eine Meldung bekommen zu haben, daß französische Jäger gegen die Grenze vorgingen. Kurze Zeit darauf sah ich dann auch die Feldwache in Schützenlinie ausschwärmen. Bahnbeamte behaupteten später, es wäre auch geschossen worden. Na, eine Schlacht ist jedenfalls an diesem Tage bei Avricourt nicht geschlagen worden.

Vor dem Bahnhof ein Durcheinander von Menschen, die noch nach Frankreich hinüber wollten. Da Züge von der französischen Grenzstation Igney-Avrincourt nicht mehr angenommen wurden, hatten sie Leiterwagen im Dorf gemietet und stritten sich aufgereggt und verstimmt um die Plätze. Andere Wagen rollten schon hochbepackt mit Menschen und allerhand beweglicher Habe der Grenze zu. Die ersten Spuren des Kriegselendes! Wie vielen Zügen solcher heimatlos Gewordener ist man später noch begegnet!

Ich mußte lange nach einem Platz suchen, der den vielseitigen Ansprüchen meiner beiden Damen genügen

konnte. Schließlich hatte ich aber doch ein ganz brauchbares Nestchen für sie gefunden und ging nach dem Bahnhof zurück. Dort erfuhr ich, daß soeben der Mobilmachungsbefehl eingetroffen war. Also morgen, der 2. August, war erster Mobilmachungstag. Ich dankte meinem Schöpfer, daß ich nicht mehr Adjutant war, und stieg in meinen Wagen. Aus vollem Halse die Wacht am Rhein singend kam eben ein Trupp Reservisten aus dem nächsten Dorf. Ich freute mich darüber; bei der französisch sprechenden Grenzbevölkerung immerhin ein gutes Zeichen. Ich nahm noch einen Feldweibel zu mir, der auch nach Saarburg wollte, und dann ging es zurück. Unterwegs hielt uns eine Manenpatrouille an und gab uns eine Meldung für die Division mit. Der Führer erzählte, daß sie eben zum erstenmal, noch auf deutschem Boden, von drüben her beschossen worden seien. In Saarburg noch ein kurzer Gang auf die Division, schnell wieder Uniform angezogen, und eben noch recht in den letzten Zug nach Straßburg.

Gegen Mitternacht kam ich dort an und ging in den nächsten Gasthof. Die Straßen und Plätze waren noch belebt wie am hellen Tage. Die Erregung über die großen Ereignisse stand auf allen Gesichtern und ließ die Menschen nicht so bald den Schlaf suchen. Ein langer Zug kam unter meinem Fenster vorbei, meist junge Leute, aber auch alte Männer, Frauen und Mädchen wohl an tausend Personen, wie sie der Zufall und die Begeisterung zusammengeführt, alles in festem Taktschritt, und brausend klang die Wacht am

Rhein durch die nächtlichen Straßen der „wunderschönen Stadt“.

Der nächste Vormittag verging mit der schriftlichen Festlegung der Erkundungsergebnisse und deren Niederlegung bei den vereinbarten Stellen. Mittags saß ich schon wieder im D-Zug nach Berlin. Nicht weniger als drei Reichstagsabgeordnete waren in meinem Abteil, darunter der jetzige Präsident, ferner eine junge Dame aus Potsdam, die eben noch aus der Schweiz herübergekommen war, und ein Reserveoffizier, der zu seinem Regiment im Osten wollte. Auch in unserem Abteil kannten wir sehr bald „keine Parteien mehr“, und ich habe nie eine so angeregte und trotz der ernstesten Zeiten so lustige Fahrt erlebt wie diese.

Im Speisewagen kam ich mit einem anderen Offizier an denselben Tisch. Er war noch in dunkelblauer Uniform, und die ganze Persönlichkeit verriet auf den ersten Blick den Reserve- oder Landwehroffizier. Im Gespräch erfuhr ich, daß er Privatdozent an der Universität Straßburg sei und zu seinem Regiment in Schlesien wolle. Die ganze Sache schien ihm höchst unbehaglich zu sein, und er meinte mehrfach, eine Mobilmachung sei doch noch kein Krieg, und der Krieg ließe sich schließlich immer noch vermeiden usw. Mir machte es natürlich Mordsspaß, ihm diese Hoffnung gründlich zu nehmen.

Am Nachmittag gab es auf einer Station einen Auflauf. Es hieß, ein russischer Spion sei aus unserem Nachbarwagen heraus verhaftet worden. Damit war

das Spionenfieber einmal geweckt, und von da ab war beinahe auf jeder Station etwas los. Besonders schienen mir eine Anzahl Mainzer Fußartilleristen dabei beteiligt zu sein, von denen ein Transport mit nach Berlin fuhr, um Reservisten zu holen. Ich kaufte mir schließlich den Unteroffizier und erfuhr, daß der Bahnhofskommandant, der den Russen verhaftet hatte, ihn und seine Leute beauftragt hatte, die Reisenden zu beobachten und Verdächtige dem nächsten Bahnhofskommandanten zu melden. Das hatten sich die tüchtigen Kanoniere nicht zweimal sagen lassen. Mit fabelhaftem Jagdeifer pirschten sie den D-Zug ab und wo einer saß, dessen Nase ihnen nicht paßte, der wurde gegriffen und auf der nächsten Station als höchst verdächtig an die Luft gesetzt. Ich machte dem Unfug ein Ende, aber so ein halbes Duzend hatte das Schicksal schon erreicht.

Wieder etwas später tauchten mehrfach ein paar Leutnants vor meinem Abteil auf, sahen herein, besprachen sich, und schließlich faßte sich einer ein Herz und bat mich hinauszukommen. Da erfuhr ich dann, daß im Nachbarwagen eine äußerst verdächtige Persönlichkeit sei, ein Herr in der Uniform eines preussischen Artillerieoberleutnants, die aber augenscheinlich gar nicht zu ihm passe. Er hätte neben dem früher verhafteten Russen gesessen, spräche seither kein Wort und sei bleich und scheu usw. Ein Feldwebel sei einstweilen vor die Tür des Abteils aufgepflanzt und lasse den Mann nicht aus den Augen. Da ich nun anscheinend der älteste Offizier im Zuge sei, drückten sie mir das

Weitere vertrauensvoll in die Hand. Sie selbst waren damit fein heraus. Bei der Beschreibung war mir schon eine Ahnung aufgetaucht, um wen es sich wohl handeln könne. Ich ging also langsam nach dem nächsten Wagen, fand auch den Feldwebel auf seinem Beobachtungsposten, und im Abteil saß richtig mein Privatdozent aus dem Speisewagen, nur noch um eine Schattierung zerfnitterter als am Mittag. Vielleicht war ich daran sogar selbst schuld durch meine mitleidlose Zerstörung seiner Friedenshoffnungen. Na, ich entband den Feldwebel seines Wächteramtes, und mein Tischgefährte war gerettet. Wer weiß, auf welcher Bahnhofskommandantur er sonst gelandet wäre.

Wir sollten eigentlich gegen Mitternacht in Berlin sein und kamen auch ziemlich pünktlich bis ganz in die Nähe, dann aber war nicht mehr vorwärts zu kommen. Fünf Minuten Fahrt und eine Stunde Halten, so ging es, bis endlich gegen sechs Uhr früh der Anhalter Bahnhof erreicht war. Aber der war nicht wiederzuerkennen. Der Bahnsteig verschwunden unter einem Hochgebirge von Gepäck. Koffer und Körbe und Schachteln aufgetürmt weit über Mannshöhe, zu einer einzigen kunstvollen Mauer. Nur durch einen schmalen Gang zwischen Zug und Gepäck war das Freie zu erreichen.

Manonviller.

Die nächsten Tage vergingen in eifriger Arbeit. Auf dem Schießplatz K. wurde die Batterie aufgestellt, und trotz aller schönen Angaben im „Mobilmachungsterminkalender“ gab es dabei Reibungen genug zu überwinden. Zur festgesetzten Zeit war aber doch schließlich alles zur Stelle und verladen. Im letzten Augenblick kam auch noch ein Unterzahlmeister, noch in Schutztruppenuniform und Tropenhut, wie er eben zu längerem Urlaub aus Südwest in Deutschland angekommen war. Erst im Verlauf der nächsten Wochen verwandelte er sich stückweise in einen Feldgrauen.

Am 10. abends wurden die Pferde bereits eingeladen. Nachts um 2 Uhr trat die Batterie an. Ein paar kurze Worte, ein Hurra auf den obersten Kriegsherrn und dann in die bereitstehenden Eisenbahnwagen. Zwei Züge brauchten wir. Der erste enthielt in der Hauptsache Mannschaften, Pferde, Truppenfahrzeuge und das zuerst in der Stellung erforderliche Gerät, der zweite die Geschütze mit allem Zubehör und einem Begleitkommando. Mit großen Plantüchern waren die Geschütze und alles, was mit ihnen zusammenhing, sorgfältig überdeckt, so daß wir eigentlich einen wenig kriegerischen Eindruck machten und eher einem Proviantzuge ähnlich sahen. Selbstverständlich war auch streng

verboten, irgend etwas über die Waffe, die wir führten, zu erzählen, sehr zum Schmerz der Leute, die am liebsten jedem die großen Kanonen gezeigt hätten.

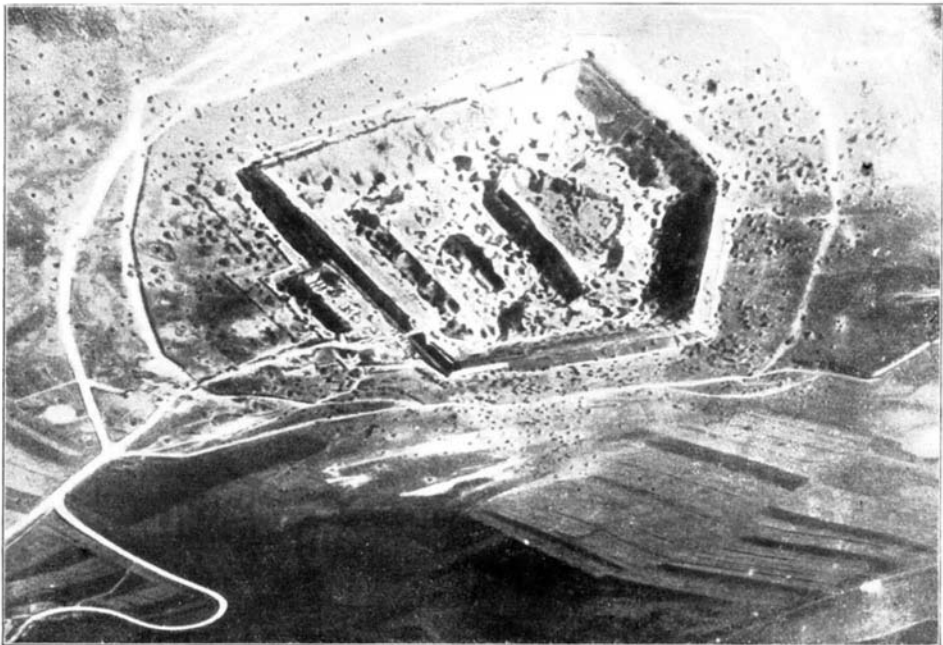
Pünktlich zog die Lokomotive an, und dann rollten wir langsam aber sicher nach Westen. Die Stimmung war glänzend, und schönes Wetter und reichliche Verpflegung taten das Übrige. Was den Leuten auf jedem Halt von einer begeisterten Bevölkerung zugesteckt wurde an Butterbrotten und Obst und Kuchen, an Schokolade und Zigarren und weiß Gott was allem, daran wird mancher bei späteren Fahrten noch oft mit Wehmut gedacht haben.

Auf einer Unterwegsstation kam der Vorsteher zu mir und meldete: „Herr Hauptmann, Belfort ist gefallen.“ Nach meiner Kenntnis der Dinge war das nun so gut wie ausgeschlossen und ich bezweifelte daher die Nachricht. Der Beamte bestand aber darauf, es sei ein dienstliches Telegramm eingetroffen und kein Zweifel möglich. Ich ließ mich aber auch dadurch nicht überzeugen, und der Mann verließ mich tief beleidigt. Das war das erste Mal, daß Belfort gefallen sein sollte, und in den nächsten Wochen fiel es eigentlich alle paar Tage einmal. Auch die ernsthaftesten Leute und selbst dienstliche Stellen gaben solche Nachrichten bekannt. Es war ganz eigenartig, was dies Belfort im Volk für eine Rolle spielte. Der Grund mag wohl gewesen sein, daß es als einzige französische Festung, die uns 1870 widerstanden hatte, in der Erinnerung war.

Den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch

führten wir und waren am 12. früh in Saarbrücken, dem ersten Zielpunkt, angelangt. Für mich hieß es nun zuerst Befehle einholen. In der Stadt fand ich das Oberkommando der 5. Armee und wurde von dort an die 6. in St. Avoird verwiesen. Ich ließ die Batterie also in Quartiere rücken und fuhr im Kraftwagen zunächst dorthin. Von da ging es nach vorn. Die Stellung fand ich in Ordnung und alles vorbereitet, wie ich es in Straßburg hinterlassen hatte, bis auf die Erdarbeiten, die noch nicht sehr weit gediehen waren. In Rixingen traf ich dann auch meinen Artilleriekommandeur und bekam von ihm die Weisung, in Saarbrücken den Befehl zum Instellunggehen abzuwarten. Rixingen lag voll Militär, darunter auch bayerische Manen, die am Tag vorher die Attacke bei Lagarde geritten hatten. Mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtete man die Reiter, die schon die erste Feuerprobe hinter sich hatten und ruhig ihre Pferde putzten, als ob nichts geschehen sei.

In Saarbrücken warteten wir nun also stündlich auf den Marschbefehl, und man traute sich kaum aus dem Hause, um ihn gleich in Empfang nehmen zu können. Keine leichte Aufgabe war es, die 250 Köpfe der Batterie so zusammenzuhalten, daß sie jeden Augenblick verfügbar waren. Es verging ein Tag und zwei, kein Befehl kam. Endlich am Sonntag früh wurde ich von der Linienkommandantur am Fernsprecher verlangt. „Die Batterie soll sofort verladen und abbefördert werden.“ Ich bat noch um Angabe des Zielpunkts und nach einigem Zögern bekam ich als streng vertraulich und nur



Fort Manonviller nach der Beschießung. (Fliegerbild.)

für meine Person bestimmt die Auskunft: „Zielpunkt Germersheim“.

Germersheim? Also rückwärts? Was konnte das bedeuten, waren wir vorn geschlagen worden? Tausend Gedanken schossen durch den Kopf, aber was half es. Die Befehle zum Einladen wurden gegeben, und man mußte dabei noch eine zuversichtliche Miene zeigen. Der Abmarsch flappte. In zwei Stunden waren Menschen und Tiere wieder eingeladen und unsere beiden Züge fahrbereit. Bis dahin hatten auch meine Offiziere nichts über die veränderte Bestimmung erfahren. Die Leute waren in gehobener Stimmung, und bei der Abfahrt wurde Hurra gerufen und gesungen. Ich dachte, wenn ihr Armisten wüßtet, wo wir hinfahren! Unterwegs haben sie dann allmählich gemerkt, daß es diesmal noch nicht an den Feind ging.

Bis Germersheim sollten wir aber doch nicht gelangen. In Landau wurden wir angehalten und quartierten bis auf Weiteres ein. Die beiden Züge mit einer starken Wache blieben auf dem Bahnhof. Prächtigt war die Bevölkerung, wie überhaupt die patriotische Begeisterung mir überall in der Pfalz noch um einen Grad wärmer und temperamentvoller erschien als sonst. Während der Landauer Tage fiel Belfort nur dreimal. Das eine Mal hatte sogar der Bahnhofskommandant in eigener Person die Nachricht bekanntgegeben. Ein festlicher Umzug mit Fahnen und Gesang war die Folge. Dieses Mal hätte ich mich beinahe selbst überzeugen lassen. Von da ab glaubte ich aber grundsätzlich gar

nichts mehr, was ich nicht selbst im Heeresbericht gelesen hatte, und das hat sich für die Folge auch immer bewährt. Nach einigen Tagen kam dann die Nachricht von der großen Schlacht in Lothringen, und damit wurde auch unser Rückzug nach Landau klar. Aber nun mußte man uns wohl bald brauchen können. Die Erwartung trog nicht, und dieses Mal ging es in glatter Fahrt durch bis Avricourt. Spät am Nachmittag konnten wir ausladen.

Wir waren neugierig, was die Franzosen wohl in unserer Stellung angerichtet haben mochten. Aber es war alles unberührt, sie hatten anscheinend keine Ahnung gehabt, welchem Zweck die Vorbereitungen dienten. Dagegen waren, wie ich gefürchtet hatte, die Erdarbeiten seit meiner letzten Anwesenheit fast gar nicht gefördert worden, und es blieb uns ein böses Teil Arbeit selbst zu tun, das wir eigentlich fertig hätten vorfinden sollen. Dazu der Boden fester und steiniger, je tiefer man kam. Das waren üble Aussichten, und unsere Feuerbereitschaft mußte dadurch erheblich verzögert werden. Auf den nächsten Morgen, wie ich gehofft hatte, war unter keinen Umständen mehr zu rechnen. Die Batterie ging unverzüglich an die Arbeit, und ich ritt los, um Verbindung mit der Führung aufzunehmen. Es gelang mir dort, eine halbe Pionierkompagnie zur Hilfeleistung zu bekommen. Im übrigen sollte ich sehen, sobald wie möglich feuerbereit zu werden, denn die leichtere Angriffsartillerie sollte schon am nächsten Morgen das Feuer eröffnen. Ein kleiner Trost war nur, daß auch eine sogar vor uns eingetroffene 30 cm-Batterie

am nächsten Morgen noch nicht eingreifen konnte. Die Nacht wurde mit Ablösung durchgearbeitet. Für die Ruhenden wurden in unmittelbarer Nähe schnell ein paar Zelte aufgeschlagen. Für Sicherung mußten wir selbst sorgen und begnügten uns mit einigen Posten, da wir ja eine ganze Armee vor uns hatten, die schon vor Luneville stand. Nachts knallte es ein paarmal in den umliegenden Dörfern und in Avricourt brannte ein Haus ab.

Der Morgen sah die Arbeit wieder nicht so weit vorgeschritten, als erwartet worden war, der niederträchtige Boden warf jede Berechnung über den Haufen. Mit Freude wurden daher die Pioniere begrüßt, die sich dann auch mit Feuereifer ins Zeug legten, als sie hörten, um was es sich handelte.

Für mich war das nächste, Beobachtungstellen zu suchen, Fernsprengleitungen zu ihnen und zum Artilleriekommandeur legen zu lassen und alles für die Feuerleitung Nötige vorzubereiten. Über Igney, Amenoncourt ging es vor, zunächst noch einmal nach der Befehlsstelle des Artilleriekommandeurs und dann auf die Suche nach einer geeigneten Beobachtung. Bald lag Manonviller vor mir. Auf der höchsten Erhebung eines langen, schmalen, nach Nordosten sich hinziehenden Rückens gelegen, hoben sich seine Umrisse deutlich ab, und im Glase waren Panzertürme und sonstige Einzelheiten gut zu erkennen. Haubitzen und Mörser waren schon eifrig bei der Arbeit, und zuweilen verschwand das ganze Fort unter dicken Rauchschwaden. Vereinzelt

blitzte es auch aus einem Panzerturm auf, und einige Schrapnells kamen herüber. Sonst aber verhielt sich das Werk merkwürdig untätig, denn die Kaliber, die bisher schossen, konnten seinen Panzern nicht viel anhaben.

An einem Waldrand nistete ich mich ein. Bald hatte der Beobachtungsoffizier den Beobachtungswagen nachgezogen, und Beobachtungs- und Fernsprechrupp gingen an ihre Arbeit. Währenddessen suchten wir mit dem Scherenfernrohr zum erstenmal das Fort auf alle erkennbaren Einzelheiten ab, maßen sie nach allen Richtungen aus, verglichen die Pläne danach, kurz, legten alles fest, was zum Schießen nötig ist. Als dann auch die Fernsprechleitungen fertig und in Betrieb waren, war ich für heute hier überflüssig und ritt zur Batterie zurück, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Nur langsam gingen die Arbeiten vorwärts, trotzdem alle Leute das Beste hergaben. Immerhin war darauf zu rechnen, daß wir am nächsten Morgen würden eingreifen können. Auch diese Nacht wurde durchgearbeitet, leider ohne die Pioniere. Brennend gern hätten sie als Lohn für ihre Arbeit die Zweiundvierziger auch schießen sehen, aber trotz meiner dringenden Vorstellungen wurden sie weggezogen, da es anderwärts anscheinend wichtige Arbeit für sie gab. Als Ersatz bekamen wir Infanterie, die aber bei allem guten Willen infolge mangelnder Gewöhnung an Hacke und Spaten nicht die Hälfte leistete. Auch in dieser Nacht knallte und brannte es mehrfach in der Umgegend, ohne daß wir näheres erfahren konnten.

Um ein paar Stunden zu schlafen, war ich zu unserem ganz in der Nähe auf einem unbenuzten Gleis abgestellten Zuge gegangen und hatte es mir in meinem Abteil bequem gemacht. Ich konnte noch nicht lange geschlafen haben, als ich plötzlich aufwachte und merkte, daß der Zug in Bewegung war. Mit einem Sprung war ich am Fenster, unbekannte Gegend, von der Batterie nichts mehr zu sehen. Der Zug endlos lang, anscheinend unsere beiden Züge zusammengekuppelt und ganz, ganz hinten eine Lokomotive. Ich hilflos in meinem Wagen und der Zug fuhr und fuhr, weiß Gott wohin, und ich wollte doch Morgen auf Manonviller schießen. Was machen? An den Wagen entlang klettern bis zur Lokomotive war ausgeschlossen, denn kurz hinter meinem Wagen kamen Güterwagen. Herauspringen? Wer weiß, wie lange wir schon gefahren waren und ob ich zu Fuß bis zum nächsten Morgen die Batterie überhaupt erreicht hätte. Auf einen Halt auf der nächsten Station konnte man bei solchem Militärzug auch nicht rechnen. Da fiel mir schließlich meine Kommandopfeife ein. Also die herausgeholt und zum Fenster hinausgepfiffen was die Lunge hergab. Kein Erfolg, der Zug fuhr ruhig weiter. Doch, endlich schien ich gehört zu werden. Der Zug hielt, und dann kam von der Lokomotive her ein Lichtchen herangeschwankt. Ich ging ihm entgegen und hatte bald einen Bahubeamten vor mir. „Mensch, was ist denn los, wohin fahren Sie mich?“ Also, die Lokomotive brauchte Wasser und konnte das nur drei Stationen weiter bekommen. Zwischen Züge eingekleilt war

das nicht anders zu erreichen, als indem sie unsere vor sich her drückte. Wenn ich Wert darauf legte, könnten sie ja wieder mit zurückgenommen werden; in zwei Stunden könnten wir wieder am alten Fleck sein. Und ob ich Wert darauf legte! Ich ließ den Mann heilige Eide schwören, daß wir zur bestimmten Zeit wieder zurück sein würden, dann konnte er sein Wasser holen, und ich versuchte die unterbrochene Ruhe nachzuholen.

Der Morgen fand mich denn auch richtig wieder „zu Hause“. Ein Blick auf die Batterie, es war noch viel zu tun, aber wenigstens ein Geschütz mußte im Laufe des Vormittags fertig werden, das andere ein paar Stunden später. Dann auf den Gaul und zur Beobachtungsstelle. Die Lage war unverändert; Haubitzen und Mörser schossen weiter, das Fort rührte sich nicht. Die Zeit bis zur Feuerbereitschaft des ersten Geschützes wurde benutzt, um die Beobachtung noch näher an das Fort heranzuschieben. Auf der Höhe des Rückens, der auf das Fort zuführte, lief ein Weg, der mit Hecken und Bäumen bestanden überall Deckung bot. Bis auf knapp 3 Kilometer kamen wir so unbehelligt heran, dann war der Fernsprehdraht zu Ende und wir richteten uns ein. Viel Zweck hätte ein weiteres Vorgehen auch nicht gehabt, denn das Fort lag bei der kurzen Entfernung mit einer Deutlichkeit im Scherenfernrohr, wie man es sich nicht besser wünschen konnte. Als Fußartillerist war man an ganz andere Beobachtungsentfernungen gewöhnt. Rechts unter uns lag das Dorf Emberménil. Dorthin schickten wir die Pferde und entbehrlichen Leute.

Bald meldete auch der Batterieoffizier das erste Geschütz feuerbereit, und sofort ging die Meldung an den Artilleriekommandeur weiter. Inzwischen wurde hinten fieberhaft Munition ausgeladen und an dem zweiten Geschütz weitergearbeitet. Wir mußten noch eine ganze Weile warten, bis das Ziel und der Befehl zur Feuereröffnung eintrafen. Einem Panzerturm auf dem linken Schulterpunkt des Forts sollte es zunächst zu Leibe gehen. Es bedurfte nur noch eines kurzen Kommandos durch den Fernsprecher, denn die Richtung nach der Mitte des Forts war in der Batterie mit Karte und Kompaß bereits genommen, und dann „Schuß!“ „Abgefeuert“, kam es zurück, und im gleichen Augenblick hatte 10 Kilometer hinter uns der mächtige Stahlblock mit seinem verderbenbringenden Inhalt seine Luftreise nach Manonviller angetreten. Wie lange er dazu brauchte, war bekannt. Der Hilfsbeobachter zählte die Sekunden, jede zehnte laut. Nun wurde es Zeit. Die Augen gingen ans Scherenfernrohr. Deutlich hörte man jetzt auch das Rauschen des Geschosses in der Luft. Nun mußte der Einschlag kommen, und — da war er. Dicht neben dem Fort eine mächtige schwarze Rauchsäule. Die Einteilung im Glase zeigt, wie weit vom Zielpunkt seitlich entfernt. Schnell umgerechnet in das für das Geschütz gültige Maß und an die Batterie „10 mehr, Schuß“. Der zweite liegt seitlich richtig; hinter dem Turm kam die Rauchwolke heraus. Also etwas zu weit, und der Fernsprecher bringt das Kommando zu kürzerer Entfernung nach hinten. Die nächste Wolke verdeckt den Turm. Also

kurz, nun in die Mitte gehalten. Und dann in regelmäßigem Feuer weiter, Schuß auf Schuß in das Fort hinein. Mehrfache Zielwechsel folgen, ein anderer Panzerturm, eine Grabenwehr usw.

Hinten schwitzen die braven Kanoniere, laden, richten und schleppen die schwere Munition herbei. Und die Geschütze arbeiten einwandfrei. Auf jede Anfrage beim Batterieoffizier kommt die beruhigende Antwort, daß alles in Ordnung sei. Das war der Lohn unserer gründlichen Friedensarbeit, die alle Teile bis ins Kleinste sorgfältig erprobte, besserte und verstärkte, bis sie auch den größten Beanspruchungen mit Sicherheit gewachsen waren.

Solange das Tageslicht die Beobachtung zuließ, wurde weitergefeuert; dann Feuerpause für die Nacht. Die Munition ist zu kostbar, um sie hinauszuschießen, ohne genau zu wissen, wohin die Schüsse gehen. Wir blieben gleich auf der Beobachtungsstelle. Ein paar Getreidegarben zur Hütte zusammengesetzt gaben ein prächtiges Nachtlager. Die kleinen Kaliber „beschäftigen“ inzwischen das Fort. Sie sollen verhindern, daß der Verteidiger zu Atem kommt, besonders, daß er aus seinen Kasematten herauskommt, um Schäden auszubessern. Eine Feldbatterie schießt gerade über uns weg und schießt in unregelmäßigen Zeiträumen ihre Schrapnellsalven in das Fort. Ekelhaft knallt es in die Ohren, trotzdem sie 1000 Meter hinter uns steht. Um das Fort wird es lebendig. Man merkt, die Pioniere erkunden. Da Leuchtkugeln, dort plötzlich Gewehrfeuer und Ma-

schinengewehrgeknatter. Da auch ganz deutlich das langsamere Rattern französischer Maschinengewehre. Nachts scheint der Verteidiger etwas lebendiger zu werden, und einzelne Maschinengewehrtürme scheinen also doch noch brauchbar zu sein. Die wollen wir uns morgen mal etwas näher ansehen! Schließlich schläft man doch ein.

Der Morgen findet unsere braven „Bertas“ wieder bei der Arbeit. Während der Nacht war endlich auch Zeit gewesen, reichlich Munition auszuladen, und damit die Gefahr einer unfreiwilligen Feuerpause beseitigt. Zwei Maschinengewehrtürme wurden zunächst nacheinander vorgenommen. Und da — hat doch wirklich noch ein Geschützturm die Frechheit, hochzugehen und zu schießen. Sofort natürlich hingehalten, unter Meldung des Zielwechsels. Das Schießen war dem Gesellen sehr bald vergangen. Nach einigen Schüssen war er deutlich sichtbar so angekräft, daß er wohl nicht wiederkommen würde.

Gegen Mittag bekam ich durch den Fernsprecher Anweisungen von dem Artilleriekommandeur selbst. Das Fort wurde für genügend reif gehalten, am nächsten Morgen sollte es gestürmt werden. Die Batterie sollte von jetzt ab die ganze linke Forthälfte unter Feuer nehmen. Ohne bestimmtes Ziel ging das Feuer nun also weiter. Es war nur darauf zu achten, daß kein Schuß außerhalb des Forts fiel und der zugewiesene Raum in allen Teilen seinen Segen erhielt. Was man gerade getroffen, ließ sich doch meist an der Sprengwolke beurteilen. Weiße Färbung verriet den Beton- oder



Wirkung im Fort Manouviller. Zerstörte Grabenstreiche.

Mauertreffer und war besonders erwünscht. In die Luft geschleuderte Bretter und Steine ließen sich deutlich erkennen,

aber auch

manches andere wurde herumgewirbelt, das sich nicht ohne weiteres deuten ließ. Besonders bei einem Schuß flogen die merkwürdigsten Gebilde in der Luft umher, und wir strengten vergeblich unsere Phantasie an, was das wohl sein könnte. Später im Fort sahen wir es. Der Schuß hatte eine stark gemauerte und mit Erde bedeckte Kaserne durch alle Stockwerke durch-

schlagen, und dabei auch eine Bekleidungskammer erwischt. Aus dieser waren nun die schönen nagelneuen roten Hosen und blauen Mäntel



Zerstörtes Gitter im Schützengraben.

und Kämpis und Cornister und was sonst noch da lag, in hohem Bogen in die Luft gegangen und hatten unterwegs die merkwürdigsten Fragen geschnitten. Über das ganze Fort lagen die Sachen verstreut.

Regelmäßig ging das Feuer weiter. Da, plötzlich eine Fahne mitten auf dem Fort. Ist sie weiß? Das war gegen die Sonne nicht zu erkennen, aber nun wurde auch schon Leben auf dem Glacis; wie aus der Erde gewachsen kamen unsere Infanteristen von allen Seiten heran. Also kapituliert!

Ein Hurra löste die Nachricht in der Batterie aus. Es war am 27. August, nachmittags 4 Uhr 30.

Das war also erheblich besser gegangen, als unsere Friedensrechnung annahm. Die halbe Zeit, die halbe Munition und nicht einmal mehr Sturm nötig, sondern bedingungslose Übergabe. 158 Schuß hatte die Batterie gebraucht. Ich verrate damit kein Geheimnis, denn es steht schon im „Stegemann“. Wo der es freilich her hat, weiß ich nicht.

Brennend gern wären wir gleich zum Fort geritten, aber einstweilen hielt uns eine schwere Sorge. Beide Geschütze waren noch geladen. Entladen ausgeschossen, Abbauen und Abfahren mit geladenen Rohren auch. Verschießen auf das Fort ging nicht mehr; also irgend wo anders hin, aber wo? Bald mußte es auch sein, denn je belebter die Umgegend nach dem Fall des Forts wurde, desto schwieriger mußte es werden, kein Unheil anzurichten. Links von uns senkte sich das Gelände zu einer weiten Wiesenmulde, die sich weithin übersehen

ließ. Dort war kein Mensch weit und breit zu erblicken, da mochten die beiden Granaten hingehen. Bitte um Genehmigung an den Artilleriekommandeur, aber ewig kein Anschluß zu bekommen. Anscheinend war dort alles nach dem Forts unterwegs. Also denn auf eigene Faust los, raus mußten die Dinger. Das Kommando geht in die Batterie und bald ist der erste Schuß in der Luft. Etwa 1200 Meter von uns mußte er herabkommen und wir warten gespannt. Bald kam auch das bekannte Rauschen, dann immer stärker und schließlich ein Heulen und Brausen, als ob die Hölle losgelassen sei, gerade auf uns zu. Donnerwetter, solltest du dich im Kommando geirrt haben, oder — ein Richtfehler in der Batterie? Wenn das man gut geht! Wir zogen alle die Köpfe ein auf der Beobachtungsstelle. Und da war er, richtig auf dem Fleck, wo er hin sollte, 1200 Meter neben uns. Na, Gott sei Dank. Aber so toll hatten wir uns doch den Radau bisher nicht vorgestellt. Nun kam auch noch die Unglücksbotschaft, daß das zweite Geschütz nicht auf denselben Fleck schießen könne. Dazu mußte erst ein Erdkeil beseitigt werden, um die große Seitenschwenkung nehmen zu können. Dann mußte der zweite Schuß also doch bis morgen warten. Für einen Ritt nach dem Fort war es nun aber zu spät geworden. Wir verschoben ihn auf den nächsten Tag und ritten nach Hause.

Bei der Batterie war festliche Stimmung. Nach der schweren Arbeit der letzten Tage freute sich alles der wohlverdienten Ruhe und des schönen Erfolges. Auch wir Offiziere saßen noch lange angeregt zusammen und

tranken auf Manonviller und unsere fleißigen Bertas. Dabei erfuhr ich dann erst aus versteckten Andeutungen des schadenfrohen Doktors und schließlich etwas betreten von den Batterieoffizieren, daß in der vergangenen Nacht eine große Schlacht bei Avricourt stattgefunden hatte. In den umliegenden Dörfern war, wie schon erwähnt, jede Nacht etwas los. Diesmal mochte es wohl etwas heftiger und näher geklungen haben, auch das übliche Haus brannte, jedenfalls hatte sich plötzlich auch unser Posten bewogen gefühlt zu schießen. Dem war die Wache zu Hilfe geeilt, und schließlich hatte die ganze Batterie zum Karabiner gegriffen und befand sich in Schützenlinie im schönsten Feuergefecht. Auch die Infanteriebedeckung wahrte treue Kameradschaft und beteiligte sich eifrig. Feind unbekannt, Verluste keine, auch beim Feind nicht. Allmählich war dann wieder Ruhe eingetreten. Wir haben noch oft über die Schlacht bei Avricourt gelacht und über manche mehr oder minder heldenhaften Einzelheiten aus ihr.

Am nächsten Morgen besichtigte der Oberbefehlshaber der 6. Armee, Kronprinz Rupprecht von Bayern, die Batterie. Nun war es mir ganz angenehm, daß ich am Tage vorher den einen Schuß nicht mehr losgeworden war. Er wurde in Gegenwart seiner Kgl. Hoheit abgefeuert und landete glücklich an demselben Fleck. Gleich nach der Besichtigung wurde mit dem Abbau begonnen, und was dabei entbehrlich war und ein Pferd besaß, machte sich auf zur Besichtigung des Forts.

Daß es wirklich sturmreif war, bewies am besten,



Zerstörte Kaserne im Fort Manonviller.

daß wir uns gar nicht erst zu dem Eingang bemühten, sondern gleich von vorn durch den Graben steigen konnten. Das Fort bot äußerlich ein Bild unbeschreiblicher

Verwüstung; ein durcheinandergewühlter Erdhaufen. Am meisten interessierten uns natürlich die Panzer. Gebrauchsfähig war keiner mehr, die meisten ganz zer schlagen. Besser hatten sich die unter starker Erddecke liegenden Betonkasernen verhalten und der Besatzung vollen Schutz gegeben. Es ließ sich allerdings nicht mehr feststellen, ob sie Treffer von uns bekommen hatten, da die Erde so durchwühlt war, daß sich der einzelne Trichter kaum noch erkennen ließ.

Die Besatzung fanden wir gerade angetreten, um



Stellung vor Manonviller.

in die Gefangenschaft abgeführt zu werden. Sie war über 700 Mann stark und machte einen guten Eindruck. Die Verluste waren verschwindend gering gewesen. Etwa 20, einschließlich Verwundeter und Kranker, war alles. Desto unbegreiflicher war uns das untätige Verhalten des Forts. Der Kommandant hatte sich damit entschuldigt, er sei vollkommen überrascht worden, habe nichts von unserem Aufmarsch und den Artilleriestellungen gesehen und daher nicht gewußt, wohin er schießen solle. Nach unseren Grundsätzen hätte er ganz anders handeln müssen. Die gesamte Besatzung war einfach bei den ersten Schüssen in ihre Kasematten untergetaucht und ward nicht mehr gesehen, bis auf die wenigen Schüsse aus einzelnen Panzertürmen, zu denen sie sich aufraffte. Als dann die Nerven zu Ende waren, zogen sie die weiße Fahne. Rühmlich kann das Verhalten wirklich nicht genannt werden.

Der nächste Tag fand alles wieder verladen und unsere beiden Jüge marschbereit. Die Plantücher bedeckten alles Verräterische und gaben uns unser harmloses Aussehen wieder. Nun war auch wieder Zeit, an den äußeren Menschen zu denken. Die schwere Arbeit und das Schießen bei glühender Hitze war nicht spurlos an der Batterie vorübergegangen. Ich ließ daher alles zum Baden nach einem nahe gelegenen Weiher rücken. Schon vorher war mir aufgefallen, daß einzelne Kanoniere nach den köstlichsten Parfüms dufteten. Als nun die Leute aber anfangen, sich zum Baden auszuziehen, erschienen die wunderbarlichsten Bilder. Unter einigen Kanoniers-

röcken tauchten auf einmal Spitzen auf und Schleifchen und Bändchen in allen Farben. Damenhemden hatten die Kerls an, und was für welche. Die reinen Gedichte waren darunter. Die stoppeligen Gesichter und braunen Arme aus diesen Hüllen herausragen zu sehen und die feldgraue Hose in Kommissstiefeln darunter, war ein unsagbar komischer Anblick. Die ganze Herrlichkeit stammte aus dem Zollschuppen von Avricourt, wie ich mir dann erzählen ließ. Den hatten zunächst einmal die Franzosen bei ihrem Vormarsch gründlich durchgesucht, dann unsere Truppen, und schließlich alles was hinterherkam. Fußhoch lag der Inhalt aller Koffer und Kisten und Ballen, die sich da angestaut hatten, herum, das meiste natürlich lange verdorben und verwüstet. Aber Entdeckungsfahrten in diesem Chaos waren, wie der Erfolg zeigte, immer noch sehr beliebt und lohnend.

In den letzten Tagen war befohlen worden, sämtliche Brieffschaften daraufhin durchzusehen, daß keinerlei Nachrichten über militärische Ereignisse verbreitet würden. Es war natürlich eine Heidenarbeit, alles durchzusehen, was 250 Menschen nach Hause schrieben, aber daß die Maßregel zweckmäßig war, zeigte sich bald. Mir wurde eine Feldpostkarte vorgelegt, in der ein Mann nach Hause schrieb, in einem Dorf hätten die Bewohner sie nicht in ihr Haus lassen wollen. „Da haben wir dann aber gehaust und alles kalt gemacht.“ Ich ließ mir den Mann kommen. Er gehörte zu denen, die wir von der Beobachtungsstelle nach Emberménil geschickt hatten. Er war dauernd mit den anderen zusammen gewesen,

und wo sie untergekommen waren, war überhaupt kein Mensch mehr. Er hätte also beim besten Willen gar niemanden zum Totschlagen gehabt und machte auch sonst wirklich keinen blutdürstigen Eindruck. Das ganze war lediglich Renommage. Durch solche Torheiten mag aber manche Greuelgeschichte entstanden sein. Drei Tage „Mittel“ gaben ihm Gelegenheit zum Nachdenken über seine Heldentat.

Enttäuschungen.

Wir brannten auf neue Aufgaben, und bald schien sich dieser Wunsch zu erfüllen. Schon in der nächsten Nacht traf ein Telegramm ein, das den Batterieführer sofort nach Bahnhof Chambrey berief. Nach der Karte waren das beinahe 40 Kilometer. Einen Kraftwagen besaßen wir noch nicht, also bei Morgengrauen auf die Pferde. Der Weg führte uns über das Gefechtsfeld von Lagarde, auf dem noch alle Spuren des Kampfes sichtbar waren. Mittags waren wir in Chambrey und ich bekam den Auftrag, Stellungen zu erkunden, da wir in die Kämpfe vor Nancy eingreifen sollten. Der Nachmittag und der nächste Vormittag gingen damit hin, und ich meldete meine Ergebnisse.

Stellung war vorhanden und alles klar; wir brauchten nur geholt zu werden. Eine Entscheidung bekamen wir aber noch nicht, die sollte bei der Batterie abgewartet werden. Also wieder nach Hause geritten. Viel Vertrauen hatte ich zu der Sache nicht mehr. Ein lahmer Gaul verbesserte die Stimmung auch nicht. Vergeblich warteten wir die nächsten Tage.

Plötzlich doch Aufbruch. Von der nächsten Station kam die Mitteilung, die Züge unserer Fahrnummern sollten abbefördert werden. So war die Befehlsübermittlung überhaupt meistens, wir waren Fahrnummern,

die auf geheimnisvolle Anordnung von oben verschoben wurden. Ziel und Zweck blieb uns meist verborgen, bis wir am Ort waren. Wir fuhren also los, aber nach Chambrey ging es nicht. Wir landeten in Mëz. Dort erst Besprechung im Gouvernement, und am nächsten Tag ging es nach Thiaucourt zu großem Kriegsrat. Der Angriff auf die Sperrforts an der Maas stand bevor. Eine schöne Aufgabe für uns, dankbarer jedenfalls als die, die uns bei Chambrey erwartet hätte. Aber das dicke Ende kam bald nach. Für uns war vorläufig keine Möglichkeit, nahe genug heranzukommen, die erforderlichen Bahn- und Brückenbauten hätten viel zu lange Zeit in Anspruch genommen. So schieden wir aus und mußten den leichteren Kameraden das Feld allein überlassen. Betrübt ging es nach Mëz zurück. Aber diesmal beruhigte ich mich nicht ohne weiteres, sondern rief die Oberste Heeresleitung an, der die Batterie in solchen Zeiten unmittelbar unterstand. Ich meldete, daß man uns hier nicht brauchen könne und bat um eine andere Verwendung. Ich bekam zur Antwort, im Augenblick sei keine Arbeit für uns, aber in kurzer Zeit würden wir vor eine große Seefestung kommen. Große Seefestung? Das konnte wohl nur Antwerpen sein. Das wäre ja glänzend! Aber es verging ein Tag nach dem anderen, nichts rührte sich. Schließlich lasen wir im Heeresbericht, daß der Angriff auf Antwerpen begonnen hatte, ein Fort fiel nach dem anderen, und endlich die Festung. Uns hatte man nicht gebraucht. Anscheinend hatten die anderen

Batterien, die von Lüttich und Namur her noch da oben in Belgien standen, genügt.

Während solcher Tage die Mannschaften zu beschäftigen und alles immer so zusammenzuhalten, daß in wenigen Stunden ausgerückt werden konnte, war ein schwieriges und unangenehmes Geschäft.

Endlich, Mitte Oktober, bekam ich eines Mittags Befehl, mich noch am gleichen Tag in Dun, nördlich Verdun, zu melden. Also wohl Angriff auf Verdun, das war auch nicht zu verachten. Einen Kraftwagen bekam ich gestellt und fuhr los. Erst mußte ich aber noch einen Herrn an der Front in Woël abholen. Der wurde erst gesucht, und es ging schon stark gegen Abend, als wir die Reise antraten. Solange wir einigermaßen sehen konnten, ging alles glatt. Bald wurde es aber ganz dunkel. Die Dörfer lagen wie ausgestorben, Türen und Fensterläden fest verschlossen, kein Mensch und kein Licht zu sehen. Nirgends ein Posten oder eine Wache, die man fragen konnte. Die ganze Gegend schien verlassen. Wegweiser nur zu lesen, wenn man ausstieg und sie anleuchtete. Einmal verfuhrn wir uns denn auch glücklich, und schließlich kam auch noch Nebel auf. So war es 10 Uhr geworden, bis wir nur bis Montmédy gelangt waren. Wir beschloßen, dazubleiben und mit dem frühesten weiterzufahren.

Zunächst also nach der Etappenkommandantur durchgefragt und um Quartier gebeten. Der Adjutant, ein Reserverittmeister, sah uns nur bedauernd an. „Warum suchen Sie sich auch gerade Montmédy aus, das ist am

meisten überfüllt in der ganzen Umgegend. Quartier ausgeschlossen.“ Das war nun weiter nicht schlimm, wir hatten einen geschlossenen Wagen und konnten in dem ganz gut ein paar Stunden schlafen. Quartier für die Fahrer bekamen wir. Nun nach einem Lokal gefragt, in dem wir etwas zu essen bekommen könnten; wir hatten bei dem eiligen Aufbruch nichts mit. Wieder bedauerndes Lächeln, „ausgeschlossen“. Das war schon weniger harmlos und nun schien mir der psychologische Moment gekommen, gelegentlich etwas von „42 em“ in die Unterhaltung einfließen zu lassen. Das war nämlich damals ein Zauberwort, das Tür und Tor öffnete. Und es versagte auch hier nicht. „Ach, eine 42 em-Batterie haben Sie, das ist ja sehr interessant. Ich glaube, auch unser Kommandant würde sich sehr interessieren. Wenn es Ihnen recht ist, stelle ich Sie mal dem Herrn Oberst vor. Da Sie doch kein Unterkommen haben, können Sie ja dann bei uns einstweilen bleiben, vielleicht findet sich auch noch etwas zu essen usw. usw.“ Fünf Minuten später saßen wir sehr gemütlich bei den Herren der Kommandantur. Es dauerte nicht lange, so stand ein köstliches Beefsteak vor uns und eine Flasche Rotspan, und zum Schluß fanden wir im Nebenzimmer auch noch ein paar Matratzen auf die Erde gebreitet. Alles lediglich gegen die Verpflichtung, etwas über die sagenhaften „42 em“ zu erzählen.

Es war nun immer spaßhaft zu sehen, wie das, was man erzählen konnte, die Menschen sichtlich enttäuschte. Die Legenden, die sich zu jener Zeit um die „42 em“

gewoben hatten, waren ja auch geradezu ins Groteske gegangen. Am meisten hatte uns ein Artikel in einem Berliner Blatt erheitert, der unsere Tätigkeit gegen Manonviller schilderte. Manche äußeren Umstände waren soweit ganz richtig dargestellt, aber dann kam ein Satz: „Bedient wurden die Geschütze von eleganten Herren im Cutaway.“ Wir waren platt. Das mußten also meine Batterieoffiziere gewesen sein. Die sahen ja soweit ganz nett aus, aber Cutaways hatten sie wirklich nicht mit ins Feld genommen. Zunächst mußte man also immer die Auffassung zerstören, daß wir „Kruppsche“ Ingenieure seien. Wenn die Leute dann nach und nach hörten, daß wir ganz richtige Offiziere und unsere Leute ganz richtige preußische Kanoniere seien, daß man vor dem Abfeuern nicht erst so und so weit zurückfahren müsse, womöglich im Auto, sondern daß alles ganz ruhig an und sogar auf den Geschützen stehen bliebe, daß man sich nicht erst mit kleinen Kanonen einschließen müsse, sondern schösse wie sonst auch, und überhaupt, daß wir die Geschütze schon seit langen Jahren kannten, daran geübt und damit geschossen hätten, dann wurden ihre Gesichter immer länger, bis sie schließlich einsahen, daß so ein 42 cm ein Geschütz sei, wie jedes andere auch, nur größer und schwerer und wirkungsvoller und freilich auch entsprechend kunstvoller in seinem ganzen Aufbau.

Überhaupt die „Kruppschen“ 42 cm, von denen damals und auch heute noch alles redet! Das „Kruppsche“ ist bei diesem Geschütz nicht mehr und nicht weniger berechtigt, wie bei fast allen unseren Geschützen. Die

meisten Menschen stellten es sich damals so vor, als ob Krupp die „42 em“ ganz heimlich still und leise für sich gebaut, sie bei Kriegsausbruch aus seiner Waffenkammer geholt und dem deutschen Volke freundlichst überreicht hätte. Daß davon keine Rede war, habe ich schon oben gesagt. Die „42 em“ sind genau so ihren Weg der eingehenden Erprobung und Verbesserung durch die Heeresverwaltung, dann der Einführung in endgültiger Form und schließlich der Beschaffung in dem Umfange, wie es das voraussichtliche Bedürfnis im Streit mit dem Geldbeutel des Reiches zuließ, gegangen wie jedes andere Geschütz auch. Das Verdienst, das Krupp dabei hat, ein Geschütz von diesem Kaliber, beweglich genug für den Gebrauch zu Lande, zum erstenmal entworfen und gebaut zu haben, soll dabei in keiner Weise geschmälert werden.

Das Wunderbarste an den 42 em ist unzweifelhaft, daß es gelungen ist, sie trotz aller umfangreichen Versuche und trotz der Ausbildung von Hunderten von Mannschaften, viele Jahre hindurch so geheim zu halten, daß kein Unbefugter bei uns, und was wichtiger ist, auch niemand im Auslande von ihnen erfuhr, und daß ihnen so das Moment der Überraschung unserer Gegner voll zu statten kam. Das Verdienst daran ist neben Krupp in erster Linie unserer Artillerie-Prüfungskommission gutzuschreiben.

Zerstören mußte man auch immer die maßlos übertriebenen Ansichten über die Wirkung der Geschütze. Jener Schuß, mit dem eine unserer Schwesterbatterien einer beweglicheren Art, die gerade zu Kriegsausbruch

fertig geworden war, vor Lüttich in ein Pulvermagazin des Forts Loncin traf und es in die Luft sprengte, war gewiß äußerst erfreulich, hatte aber für uns 42 em-Batterieführer die unangenehme Folge, daß nun nicht nur Laien, sondern auch häufig militärische Stellen von uns die Erwartung hegten, daß jedes Fort mit 3—4 Schüssen erledigt sein müsse. Mit solchen glücklichen Zufallstreffern ist aber nicht zu rechnen, und französische Forts waren im allgemeinen besser eingedeckt wie die belgischen. Was von uns normalerweise zu erwarten war, ist bei Manonviller angedeutet worden.

Am nächsten Morgen waren wir nach kurzer Fahrt in dem malerisch gelegenen, aber stark mitgenommenen Dun und trafen dort einen Offizier der Eisenbahntuppen, der uns mit näheren Anweisungen erwartete. Auf dem linken Maasufer sollte die Batterie gegen die Nordfront von Verdun eingesetzt werden. Also zunächst einmal aufs andere Ufer hinüber und weiter südwärts zum Erkunden. Die Verhältnisse lagen hier lange nicht so günstig, wie vor Manonviller. Der letzte Höhenzug, der in unserer Hand war und Beobachtungsmöglichkeit versprach, zog sich zwischen dem Dorfe Cuisy und der Maas hin und trug am östlichen Ende den Wald von Forges. Vorgelagert, in französischer Hand und überhöhend, lag der später vielgenannte Mort Homme. Eine Möglichkeit, die Forts von Verdun zu erblicken, konnte nur in der Gegend des Waldes von Forges gesucht werden. Von da aus mußte über den vom Mort Homme allmählich zur Maas abfallenden „Gänserücken“ Beobachtung möglich

sein. Bis zur Fortlinie gab dies aber eine Beobachtungs-
entfernung von beinahe 10 Kilometern. Ein Punkt-
schießen, wie es das auf Panzertürme und ähnliche kleine
Ziele, die ja unsere Hauptaufgabe bildeten, immer ist,
war dabei nur bei allerbesten Wetterverhältnissen noch
möglich. Andererseits mußte die Batterie, da auch noch
die zweite Fortlinie aus derselben Stellung gefaßt
werden sollte, sehr weit nach vorn, was bei so großen
Kalibern, die sich natürlich leichter verraten, nicht gerade
erwünscht ist. Es ergab sich also gerade der umgekehrte
Fall wie bei Manonviller. War die Beobachtung dort
weit vor der Batterie und dicht am Ziel, so mußte sie
hier dicht vor der batterie bleiben und weit vom Ziel.

Unter diesen Erwägungen hatten wir den Schauplatz
unserer künftigen Tätigkeit erreicht und gingen daran,
im Gelände nachzuprüfen, was die Karte angezeigt hatte.
Im Wald von Forges waren schon zahlreiche Hochstände
errichtet, so konnten wir denn bald aus Baumwipfeln
heraus den ersten Blick auf Verdun tun. Glücklicherweise
war die Luft klar, und das Glas zeigte deutlich den
langen Rücken von Marre mit dem gleichnamigen Fort
und zahlreichen kleineren Werken. Eine andere Be-
obachtungsmöglichkeit gab es nicht, das bestätigte der
erste Blick. Wir würden uns also auch ein paar Bäume
einrichten müssen. Dann wurde die Batteriestellung
ausgesucht. Schön war sie weiter nicht, fast ohne Deckung
gegen Fliegersicht, nach heutigen Verhältnissen einfach
unmöglich. Aber es war eben keine bessere da, und die
Flieger kamen damals ja auch noch nicht wie Bienen-

schwärme. Manchmal sah man viele Tage lang keinen. Das Nötigste an Deckung würden wir uns also durch Masken selbst schaffen müssen. Der General der Artillerie, in dessen Abschnitt wir treten sollten, war inzwischen auch gekommen. Nachdem mit ihm alles besprochen und festgelegt war, war meine Tätigkeit für den Augenblick beendet. Ich fuhr nach Mez zurück, um die Batterie zu holen. Inzwischen begannen die Eisenbahntruppen ihre vorbereitenden Arbeiten.

In Mez vergingen noch ein paar Tage. Ich benutzte sie, um für die Batterie einen Kraftwagen zu beantragen, der sich als unentbehrlich herausgestellt hatte. Später trat dann noch ein zweiter hinzu.

Der Abruf kam wie immer. Unsere „Fahrtnummern“ wurden wieder in Bewegung gesetzt. Abends fuhren wir ab und der nächste Morgen fand uns in Dun. Dort wurden wir aber sehr unfreundlich begrüßt. Der Bahnhofskommandant behauptete, keinen Platz für zwei ganze Züge zu haben und wollte uns umgehend wieder los sein. Wo die Züge zunächst stehen sollten, wußte ich auch nicht. So ging es also an ein großes Telephonieren mit Militäreisenbahndirektionen und Bahnbeauftragten usw. mit dem Erfolg, daß man uns nach ein paar Stunden weiter vorschob und zwar nun gleich ganz vorn hin, bis Vilosnes. Weiter ging es nämlich nicht.

Mir kam das etwas unerwartet, denn ich wußte, daß bis zur Feuereröffnung noch viel Zeit war, und da die Geschütze selbstverständlich erst möglichst kurz vorher

in Stellung gebracht werden sollten, um sich nicht vorzeitig zu verraten, so konnte ich sie da vorn noch gar nicht brauchen. Andererseits hatten die Mannschaften auf diese Weise kurze Wege zur Stellung, was den Arbeiten zu gute kam. Wir blieben diesmal gleich in den Eisenbahnwagen wohnen, nur die Pferde und was an Fahrzeugen gebraucht wurde, wurde ausgeladen.

Am nächsten Morgen begannen die Arbeiten. Ein paar geschickte Kletterer und Zimmerleute gingen ans Herrichten der Hochstände im Wald von Forges. Die Fernsprecher begannen ihre Unterstände und Leitungen zu bauen, die Geschützbedienungen machten sich an ihre Geschützstände, Mannschafts- und Munitionsräume und was sonst alles zur Batterie gehört, und auch der Doktor bekam ein paar Leute und baute sich seinen Sanitätsunterstand. Auf gute Deckung mußte hier, knapp 3 Kilometer vom Feind, erheblich mehr Wert gelegt werden, wie seinerzeit bei Manonviller. Was von Pferden und Fahrern verfügbar war, fuhr Bretter und Bohlen und Dachpappe, und Beobachtungsoffizier und Unteroffizier saßen auf Bäumen, zeichneten Ansichtsskizzen und suchten den Forts ihre Geheimnisse abzulauschen. Langeweile hatte niemand. Für den Batterieführer kamen noch die verschiedensten Besprechungen und Befehlsempfänge bei den höheren Kommandostellen hinzu, wobei der neue Kraftwagen gute Dienste tat.

Drei Tage hatten wir gearbeitet, und die Hauptsache war erledigt. Um die Stellung erhob sich als Fliegerdeckung sogar schon ein prächtiges Wäldchen, nach dem

ältesten Batterieoffizier, dem es seine Entstehung verdankte, „Bois de Justrow“ getauft. Es war wirklich sehr schön, nur gegen Wind erwies es sich später als nicht ganz haltbar genug. Es war 10 Uhr abends, die Leute schliefen schon in ihren Wagen, als plötzlich der „Stationsvorsteher“ von Vilosnes, ein Offizierstellvertreter der Eisenbahner, erschien und etwas aufgeregt meldete, er habe soeben Befehl erhalten, meine beiden Züge sofort Richtung Dun zurückzusenden. Unmittelbar nach Eingang des Befehls habe die Leitung versagt. Näheres könne er also nicht mitteilen. Was das bedeuten sollte, mochte der liebe Himmel wissen, aber zunächst half es nun einmal nichts, es mußte eingeladen werden. Die Batterie wurde geweckt und ging an die Arbeit. Um uns war tiefe Stille, wie die ganzen letzten Tage, der Franzose rührte sich nicht. Trotzdem dauerte es gar nicht lange, bis sich eine allgemeine Unruhe in der Batterie bemerkbar machte. Der plötzliche Aufbruch kam den Leuten natürlich sonderbar vor und mochte Anlaß zu allen möglichen Gerüchten gegeben haben. Wenn man sonst zum Einladen treiben mußte, so hatten die Offiziere diesmal nur zu bremsen und auf Ordnung zu halten. Trotz der Finsternis war in überraschend kurzer Zeit alles fertig, aber die Bahnleitung ging immer noch nicht. Durch Radfahrer wurde schließlich Verbindung mit der nächsten Station aufgenommen, und gegen Mitternacht konnte ich den Geschützzug absenden. Eine halbe Stunde später folgten wir nach. Wohin, wieder einmal unbekannt. Na, unsere Fahrnummer würde uns schon leiten.

Am nächsten Morgen fanden wir uns auf einem mächtigen Verschiebebahnhof wieder. Zwischen den Stationen Nouvion und Lumes dehnte er sich kilometerweit mit Dutzenden von Gleisen aus, etwa in der Mitte zwischen Sedan und Mézières. Was wir da sollten, wußte kein Mensch. Auch die Station hatte nur Anweisung, die beiden Züge „abzustellen“, d. h. sie auf irgend einem freien Gleise bis auf weiteres stehen zu lassen. Ich ließ mir also zunächst die Züge so hinsetzen, daß man Pferde und Wagen herausbekommen konnte, und beschloß nach Mézières zu fahren, um mich zu erkundigen, was werden sollte. Dort wußte ich die Oberste Heeresleitung und war also an erster Quelle. Ich erfuhr dann, daß die Feuereröffnung noch um mehrere Tage verschoben worden war. Man wollte meine Geschütze nicht die ganze Zeit über so dicht am Feinde stehen lassen und zog sie daher nach dem nächsten großen Bahnhof, der Platz bot, zurück. Das war also der Grund des plötzlichen nächtlichen Rückzuges.

Ich war kaum bei der Batterie zurück, die unterdessen angefangen hatte, sich häuslich einzurichten, als auch schon der nächste Ortskommandant mich aufsuchte und mich darauf aufmerksam machte, daß Leute der Batterie im Ort erzählt hätten, die Franzosen hätten am vergangenen Abend angegriffen. Wir hätten insfolgedessen schleunigst von Verdun zurück gemußt. Er meinte, die Bevölkerung sei ja durchaus ruhig, warte aber nur auf einen Mißerfolg unsererseits. Auf alle Fälle sei die Verbreitung solcher Gerüchte, ob wahr oder unwahr,

sehr unerwünscht. In der Phantasie der Leute hatte sich also unsere Abfahrt, bei der kein Schuß zu hören war, schon fast zu einer verlorenen Schlacht verdichtet. Wieder ein Beispiel, wie grundlos im Kriege Gerüchte entstehen, die dann das größte Unheil anrichten können. Ich nahm die Batterie zusammen und konnte ja nun die nötigen Erklärungen geben. Die Missetäter waren leider nicht zu fassen, es wollte es wie immer keiner gewesen sein.

Fast 14 Tage sollte unser Aufenthalt in Nouvion dauern. Fast täglich fuhr ich zur Stellung und nahm abwechselnd die Offiziere mit, soweit es der Platz im Wagen erlaubte und die Arbeiten erforderten. Die Erkundung wurde fortgesetzt, die Arbeiten überwacht, die noch durch Aushilfsmannschaften im Gange waren, und die Verbindung mit den Artilleriesführern aufrecht erhalten.

Während der ganzen Zeit wohnten wir im Zuge. Eine Abgabe der Wagen war ja sowieso ausgeschlossen, da immer mit plötzlichem Abmarsch zu rechnen war, wie Vilosnes gezeigt hatte. Offiziere wie Mannschaften zogen diese Unterbringung den Quartieren bei weitem vor, und für den Führer hatte sie den Vorteil, die Batterie jederzeit zusammen und marschbereit zu haben. Jeder richtete sich natürlich möglichst wohnlich ein. In den Abteilen der Mannschaften entstanden die verschiedensten Arten von Bettgestellen, die jedem gestatteten, nachts lang zu liegen. Decken und Bettzeug sammelten sich allmählich an, und sogar an Öfchen dachten die Weitblickendsten. Die „Sindigkeit“ war groß. Von der

Batterie wurde ein Packwagen als Küche und Kantine eingerichtet. Wir wurden dadurch gänzlich unabhängig von Verpflegungsstationen, was uns später noch oft zugute kam. Wir Offiziere hatten uns einen alten Wagen vierter Güte geangelt. Von seinen zwei Abteilen wurde das eine, drei normale Abteile groß, als Wohnraum mit Tischen und Stühlen ausgestattet, das andere kleine wurde Küche. In dieser herrschte der Doktor, der in weit-herziger Auslegung seines Berufs die Sorge für unser leibliches Wohl in vollem Umfange übernommen hatte. Mit der Zeit wurde unser Eisenbahnkasino urgemütlich.

Der Tag der Feuereröffnung rückte heran, und wir bereiteten uns schon darauf vor, wieder nach Vilosnes vorgezogen zu werden, da wurde mir bei einem Befehlsempfang die niederschmetternde Mitteilung, daß der ganze Angriff vorläufig aufgegeben sei. Es war um die Zeit, zu der unsere Armeen im Osten von der Weichsel sich wieder auf die schlesische Grenze zurückbewegten. Menschen und Munition, die gegen Verdun vorgesehen waren, wurden nun wohl dringender im Osten gebraucht. Aber was auch der Grund sein mochte, eines stand fest, zum dritten Mal kamen wir nicht zum Eingreifen.

Vorläufig blieben wir noch in Nouvion stehen und benutzten die Tage, um uns die Umgegend anzusehen. Das Fort Les Ayvelles, dann Donchery und Sedan boten des Sehenswerten genug. Eines Abends wurden wir durch lebhaftes Schießen aufgestört. Einige hundert Meter von unseren Jüngen floß die Maas, jenseits kamen wieder ein paar Wiesen und Felder und dann die große Straße

Mezières—Sedan. Von dorthier, zunächst aus Richtung Mezières, kam das Gewehrfeuer. Dann schienen Kraftwagen trotz der Dunkelheit in hoher Fahrt heranzukommen, uns gegenüber im Dorf Dom=les=Mesnil wurde es lebendig und wurde lebhaft geschossen, und schließlich wiederholte sich das gleiche weiter nach Sedan zu. Eine Offizierspatrouille ging sofort nach Dom=les=Mesnil, brachte aber nur die Nachricht, daß zwei Kraftwagen lebhaft schießend durch den Ort gebraust seien. Natürlich hatte alles, was schießen konnte, geantwortet. Gemeldet war der Vorfall auch schon von der Brückenwache telephonisch nach Sedan. Am nächsten Morgen kam die Aufklärung. Es waren zwei deutsche Lastkraftwagen gewesen, die von Mezières nach Sedan sollten. Die Fahrer, vollkommen betrunken, hatten zu ihren Karabinern gegriffen und in jedem Dorf ohne allen Grund wie wild um sich geschossen. Vor Sedan hatte man dann die Straße gesperrt und sie ebenfalls mit Feuer empfangen. Ein Fahrer war tot, einer schwer verwundet, die übrigen so betrunken, daß zunächst nichts aus ihnen herauszubringen war.

Bald darauf wurden wir aus Nouvion abgerufen. Es ging den gleichen Weg zurück, den wir gekommen waren, und dann saßen wir wieder in Metz und warteten wie vorher. — Einmal noch leuchtete eine Hoffnung auf. Das Gouvernement Metz sollte uns an der Südfront verwenden, Richtung Pont=à=Mousson. Im Verein mit den Festungsbehörden wurde erkundet und die Stellung festgelegt. Dann bekam die Festung aber eine leichtere

Batterie überwiesen, die mit billigerer Munition und weniger Kräften den Zweck auch erfüllen konnte. Wieder waren wir überflüssig. Für uns gab es eben nur Arbeit, wenn der Feldkrieg vorwärts ging und die Wege frei machte zu Forts und Festungen, die wir dann brechen konnten. Man begann zu zweifeln, ob bei der Entwicklung, die der Feldzug nahm, für uns überhaupt noch viel Aussicht auf Tätigkeit sein würde. Nach einiger Zeit wurden wir nach Saarbrücken verlegt, wo sich eine ganze Anzahl schwerster Batterien, denen es ebenso ging wie uns, zusammenfand. Die Bahnhöfe hätten ein lohnendes Ziel für Bombengeschwader geboten, aber die waren damals noch nicht so weit.

In dieser Zeit wurden die vielen Besuche lästig. Alles wollte natürlich die 42 em sehen, von den höchsten Behörden bis zu den einzelnen Quartierwirten und deren Vettern und Basen. Die entferntesten Bekannten waren plötzlich die besten Freunde. Soweit es sich irgend machen ließ, wurde natürlich abgewinkt, aber es blieb noch genug übrig. Einige Besichtigungen wurden auch direkt von oben befohlen, wie z. B. eine durch drei türkische Prinzen. Man kam sich allmählich vor wie der Direktor eines Wanderzirkusses oder wie ein Schloßkastellan, der täglich die Besucher herumführt und an der gleichen Stelle jedesmal den gleichen Wiß macht.

Ossowiez.

Es war inzwischen Mitte Februar geworden, als uns eines Abends plötzlich die Linienkommandantur abrief. Knapp drei Stunden waren Zeit bis zur Abfahrt, aber es gelang. Pünktlich um 9 Uhr abends war alles fertig. Menschen und Gepäck, Pferde und Wagen waren eingeladen; nicht einer hatte den Anschluß verpaßt. Bei einer in einer großen Stadt weitläufig einquartierten Truppe, nach wochenlangem Aufenthalt, eine ganz anständige Leistung, die nur durch unsere stets fahrbereit gehaltenen Jüge möglich war. Das war nun schon der dritte Abmarsch aus Saarbrücken.

Zielspunkt „Anislaw“. Das klang entschieden östlich, aber wo es lag, wußte keiner von uns. Erst als die Lokomotive angezogen hatte, und wir in unserem Eisenbahnkafasino um den großen Tisch saßen und den Abmarsch feierten, machten wir uns ans Suchen. Endlich fanden wir es in einem alten Kursbuch. Also ein Eisenbahnknotenpunkt nördlich Thorn. Und nun wurde weiter geraten. Die Winterschlacht in Masuren war eben gewonnen und mußte uns wohl den Weg frei gemacht haben an Njemen und Bobr. Da war manche hübsche Festung für uns zu finden. Wir einigten uns schließlich auf Ossowiez als das Wahrscheinlichste, und das sollte dann auch stimmen.

Ein großer Bahnhof, das war so ziemlich alles, was wir in Unislaw vorfanden; im übrigen unendlich viel Schnee.

Für mich lag schon Befehl zur Meldung in Łyck beim A.=O.=K. 8 vor. Im Wagen fuhr ich nach Thorn und von da mit der Bahn weiter. Abends hatte ich zwei Stunden Aufenthalt in Korschen. In der Bretterbude, die den abgebrannten Bahnhof ersetzte, bekam ich wohl etwas zu essen, aber nichts zu trinken. Vollkommenes Alkoholverbot! Neben mir ein 16 jähriges Bürschlein bekam sein Glas Bier. Der hatte eben den Vorzug, Zivilist zu sein. Ich bat schließlich eine an meinem Tischsitzende alte Dame, sich ein Glas Bier zu bestellen. Der Kellner war verständnisvoll und setzte es gleich vor mich hin. — Man kann alles übertreiben, auch Alkoholentziehung.

Die Nacht verging in ungeheizten Wagen recht langsam. Mit mir zusammen fuhr die neue Bahnhofskommandantur von Grajewo, ein Hauptmann und ein Leutnant d. L. Letzterer schon in grauem Haar, hatte seinen Sohn auch als Leutnant im Felde. Seine Tochter pflegte in einem Kriegslazarett. Die ganze Familie stand im Dienste des Vaterlandes. Wir vertrugen uns ausgezeichnet auf der Fahrt, und die neugeschlossene Freundschaft sollte mir später noch einmal zugut kommen.

Morgens war ich in Łyck. Von weitem sahen die Straßen und Häuser ganz ordentlich aus. Ruinen und Brandstätten suchte man vergeblich. Aber beim Näherkommen änderte sich das Bild erheblich. Türen und Fenster waren selten, Möbel überhaupt nicht zu entdecken. Alles kah! und leer. In den Wohnungen zu

ebener Erde hatten sichtlich Pferde gestanden. Überall in Straßen und Häusern ein unbeschreiblicher Schmutz, fußhoch. Russische Gefangene waren bei der Arbeit, diese Überreste ihrer einstigen Herrlichkeit zu beseitigen.

Ich fragte mich zum A.=O.=K. durch, und konnte mir dort nach genauen Plänen zum erstenmal Ossowiez etwas näher ansehen. Es bestand aus einer Gruppe von Befestigungen, deren Zweck die Sperrung der Bahn und Straße von Lyk nach Bieloostok beim Überschreiten der breiten, versumpften Bobr-Niederung ist. Das nördlichste Fort II lag diesseits des Bobr und bildete somit mit den anschließenden Linien und Batterien einen Brückenkopf. Fort III und IV lagen etwa in einer Linie mit Fort II, aber jenseits des Bobr. Etwas zurückgezogen und unmittelbar an der Bahn lag das Hauptwerk, Fort I, ein mächtiges Rechteck von etwa 1000 Meter Länge und 500 Meter Breite. Dicht neben ihm befand sich der Bahnhof und ein Wohnviertel für Beamte und Offiziere. Wie fast überall in russischen Festungen, waren die Forts an unserem und französischem Maßstab gemessen nicht auf der Höhe. Beton war selten, Panzer so gut wie gar nicht vorhanden. Die Gewölbe bestanden in der Hauptsache aus starkem Mauerwerk, mit hohen Erddecken darüber. Es war natürlich immer möglich, daß in den letzten Jahren Verstärkungen oder Panzer eingebaut waren, von denen wir noch keine Nachrichten hatten. Auf alle Fälle waren die Werke sturmfrei und mit den Geschützen des Feldheeres, also bis zum 21 cm-Kaliber, nicht, oder doch nur mit unverhältnismäßig

großem Munitionsaufwand, sturmreif zu machen. — Für den gleichen Morgen noch wurde die Weiterfahrt zur ersten Erkundung angefezt. Inzwischen fragte ich nach einem Quartier. „Bitte sehr,“ hieß es, „die Stadt steht zu Ihrer Verfügung.“ Die aber sah, wie ich bald gewahr wurde, überall so aus, wie die paar Straßen, die ich bis dahin gesehen hatte. Etwas derartiges von gründlichem Ausplündern hätte kein Mensch für möglich gehalten. Selbst das A.=O.=K. hatte sich aus Kasernen der nächsten Garnisonen Matratzen und Tische usw. holen lassen müssen, um überhaupt unterkommen und arbeiten zu können. Mit Duzenden von Eisenbahnzügen müssen die Russen gearbeitet haben, um so restlos die gesamte Einrichtung einer Stadt von fast 60 000 Einwohnern fortzuschaffen.

Mit einem Herrn des A.=O.=K. fuhr ich dann im Kraftwagen nach vorn. Wir hatten nur etwa 40 Kilometer vor uns, aber was das auf russischen Wegen zu bedeuten hat, brauche ich nicht zu schildern.

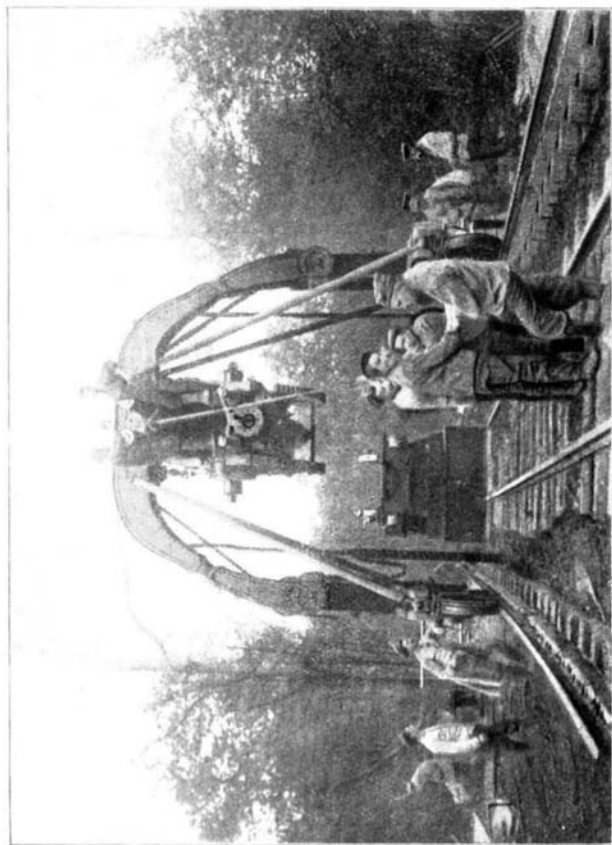
In unserem Fall kam noch zur Erhöhung der Annehmlichkeit hinzu, daß es bei auffallend mildem Wetter nachts froh, mittags aber stark taute. Wir hatten also das Vergnügen, noch häufig durch dünne Eisdecken einzubrechen. Diesseits und jenseits der Grenze waren unversehrte Häuser nirgends mehr zu erblicken, alles abgebrannt. Von den russischen war dabei nur der mächtige, viereckige Kachelofen mit hoher Esse übrig geblieben, der in der Mitte des Hauses stehend, gleichzeitig 4 Räume heizt. Alles übrige, lediglich aus Holz, war

restlos verschwunden. Überall ragten diese Pyramiden empor. Ganz unversehrt war dagegen das erste Städtchen, Grajewo, mit seinen weitläufigen Kavalleriekasernen. In Ruda trafen wir den Artilleriestab und fuhren von da ab auf der Bahn weiter in einer Draisine bis zum Endpunkt, dem „Bundesbahnhof“. Unsere Eisenbahner hatten ihn zu Ehren zweier österreichisch-ungarischer 30 em-Batterien, die eben am Ausladen waren, so getauft. In unmittelbarer Nähe des Bahnhofes sollte unsere Stellung liegen. Sie war dieses Mal schon für uns ausgesucht. Ich hatte nur nachzuprüfen, ob sie allen Anforderungen entsprach.

Ich blieb gleich vorn und telegraphierte mir nur meinen Kraftwagen und das Beobachtungspersonal heran. Beim Artilleriestab in Ruda wurde ich gastfreundlich aufgenommen. Eine fürstliche Unterkunft. Geschlafen wurde in einem Verschlag, der früher vielleicht Ziegen als Aufenthalt gedient hatte; es können aber auch Schweine gewesen sein. Auf der Erde im Stroh waren durch Bretter zehn Fächer abgeteilt. Das zehnte war zufällig frei und für mich bestimmt. Das Stroh stank wahnsinnig, aber man schlief schließlich doch. Wo schläft der Soldat überhaupt nicht, wenn er Zeit dazu hat? Merkwürdigerweise habe ich keine Läuse bekommen, ich hatte sie ganz bestimmt erwartet.

Der nächste Tag verging mit Vorbereitungen in der Stellung und Erkundungen; auch mein Kraftwagen kam pünktlich an. Abends fuhr ich noch in ihm nach Łyck, um die Batterie dort zu erwarten, und damit war er

erledigt. Einmal nach Ruda hin und zurück hatte genügt, ihn außer Gefecht zu setzen. Mit Mühe kam er bis zur nächsten Werkstatt. Der Rest mußte eben mit Pferden



Beim Aufbau eines Weichhütes.

gemacht werden und mit einem Miniaturwägelchen, das wir bei Manonviller gefunden hatten, und das sich mit einem kräftigen Pferd davor im russischen Sande prächtig bewährte.

Diese Nacht schmarrözte ich beim A.-O.-K., und etwas besser als in Ruda war es schon. Morgens kam pünktlich unser erster Zug, und mit ihm ging es zurück zum Bundesbahnhof und gleich an die Arbeit. Die war ein Kinderspiel gegen Manonviller und Verdun. Der leichte russische Sand flog nur so unter den Spaten der Kanoniere. Es gibt überhaupt keinen Boden, der für den Artilleristen, ob Regen oder Sonnenschein, so brauchbar ist wie Sand.

Die Unterbringung der Batterie machte wieder keine Schwierigkeiten, wir blieben im Zuge. Mit List und Tücke war es mir gelungen, ein freies Geleise für ihn zu ergattern. Er stand zwar nur ein paar hundert Meter hinter der Batterie, aber vor den Russen hatten wir keine große Angst, und mitten im dichten Tannenforst waren wir auch gegen Sicht leidlich gedeckt. Diesmal blieben sogar die Pferde in ihren Wagen und wurden nur nach Bedarf mit einer selbstgebauten beweglichen Rampe herausgeholt. Außerst gemütlich war es abends in unserem Eisenbahnkasino mitten im russischen, verschneiten Wald, und mit Wonne streckte man sich nachher in seinem Abteil auf die sauberen Polster und freute sich, daß man nicht mehr in Ruda wohnte.

Am nächsten Tage wurden die Geschütze in Stellung gebracht, die Beobachtungsstellen eingerichtet und Eitzungen gelegt. Die Beobachtung war auch hier recht un-

günstig. Die weiten Wälder, die Ossowiez umgaben, hatten die Russen soweit abgeholzt, als sie wohl die voraussichtlichen Batteriestellungen vermuteten. Wir schossen allerdings weiter, und konnten wenigstens mit den schwersten Geschützen doch noch im schützenden Wald bleiben. Nur die Österreicher mußten vor ihm in Stellung gehen. Für die Beobachtung war der neu entstandene Waldrand die einzige Möglichkeit. Nach der Niederung des Bobr zu senkte sich das Gelände allmählich. Ging man weiter vor, so kam man immer tiefer und sah immer weniger von den Werken.

Es hieß also wieder auf die Bäume. Wir Führer der schwersten Batterien, von denen sich eine ganze Anzahl versammelt hatten, wurden der leichteren Befehlsgebung wegen zusammengehalten und richteten in kurzen Entfernungen nebeneinander unsere Hochstände ein. Für mich lag der Platz insofern besonders ungünstig, als ich fast zwei Kilometer seitwärts aus der Schußrichtung meiner Batterie heraus war. Mein Beobachtungsoffizier mußte daher eine zweite Beobachtungsstelle für sich in der Schußrichtung einrichten, die allerdings nicht so gute Übersicht über das Ganze bot. Die einzelnen Werke waren 8—9 km von der Beobachtungsstelle entfernt, also reichlich weit für genaues Schießen.

Der nächste Morgen schon fand uns alle auf unserer Beobachtungsstelle versammelt und die Batterien feuerbereit. Vor uns noch in leichtem Morgendunst Ossowiez. In einer langen Linie nebeneinander die Forts 2, 3 und 4 mit mehreren kleineren Werken und Batterien und da-

hinter das Hauptwerk Fort I. Letzteres war meiner Batterie, als der schwersten vorhandenen, zugeordnet. Die anderen von uns führten 30 em, wie auch die Österreicher. — Der Tag versprach klar und die Sicht gut zu werden. Bis der Befehl zum Schießen kam, unterhielten wir uns über die Möglichkeit Ossowiez zu nehmen. Angriffspläne waren uns nicht verraten worden, und wir waren daher auf eigene Vermutungen angewiesen. Frontal über die weite Sumpfniederung des Bobr die Forts zu stürmen, schien nicht gut möglich; auch wußten wir, daß vor uns nur eine schwache Landwehrdivision auf breitem Gefechtsstreifen lag. Einige wollten wissen, daß nördlich von uns ein Korps über den Bobr gesetzt sei oder setzen sollte, um das von uns sturmreif geschossene Ossowiez von hinten zu nehmen. Jemand hatte sogar beim A.=O.=K. gehört, der Kommandant sei bestochen und wolle nur einige schwere Granaten in die Werke haben, um sie dann mit Anstand übergeben zu können. Na, uns konnte es schließlich egal sein, wir hatten so gut wie möglich zu schießen, wohin es befohlen wurde. Das Übrige war nicht unsere Sache.

„Feuer eröffnen“ unterbrach gegen Mittag das Kommando des Gruppenführers unsere tiefsinnigen Betrachtungen, und je nach Temperament und Körperfülle kletterten wir mehr oder weniger behende auf die Bäume. Die Ziele waren lange verteilt und die Richtkommandos an die Batterien gegeben, es war also nur noch „Schuß“ zu befehlen. „Erstes abgefeuert,“ gab der Fernsprecher zurück, und nun ans Scherenfernrohr.

Zu sehen war von meinem Fort I nur die vordere Schmalseite. An der hinteren dagegen lagen die Hauptkasernen, Befehls- und Munitionsräume usw., die ich zerstören sollte. Ballons oder Flieger, um von oben hineinzusehen, hatten wir nicht. Die einzige Möglichkeit war also, sich gegen den vorderen, sichtbaren Wall einzuschließen und dann die Flugbahn um soviel hundert Meter vorzuverlegen, als nach dem Plan des Forts die Ziele hinter dem Wall lagen. Wo dann der einzelne Schuß hinging, ließ sich nicht feststellen. Nur von Zeit zu Zeit konnte an ein paar Schüssen nachgeprüft werden, ob die Flugbahn noch richtig lag.

Der Russe hatte uns bis dahin gar nicht belästigt und anscheinend von unserem Aufmarsch nichts gemerkt. Bald setzte er sich jedoch zur Wehr und begann mit Schrapnells und Granaten zunächst die Gegend abzustreuen. Im Laufe der nächsten Tage wurde sein Feuer zusehends stärker und besser geleitet. Fast überall, wo etwas von uns stand, kam auch Feuer hin. Auch meine Hilfsbeobachtung und die Batterie blieben nicht verschont. Nicht weit hinter unseren Hochständen im Walde stand eine 50 em-Batterie, die der Russe auch mehrfach suchte. Die Batterie bekam nichts ab, dagegen leider eine Anzahl Infanteristen, die dem Schießen zusahen. Erhebliche Verluste hatten nur die beiden österreichisch-ungarischen Motorbatterien, die vor dem Walde standen und daher leicht zu entdecken waren.

Den ersten Schießtag über wurde die Batterie auf dem Hauptwerk belassen. Bei dessen großer Ausdeh-

nung war es auch erforderlich, reichlich Munition aufzuwenden, um in alle wesentlichen Teile Wirkung zu bringen. Am Nachmittag fingen der Bahnhof und das Wohnviertel an zu brennen. Die dichten Rauchwolken zogen gerade nach dem Hauptwerk hinüber und störten mir vielfach die Beobachtung. Die ganze Nacht hindurch erhellte der Brand die Umgebung.

Die Batterie hatte an diesem Tage hohen Besuch. Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin wohnte lange Zeit dem Schießen bei. Er stieg sogar selbst auf die Geschütze und ließ sich alles eingehend vorführen.

Auch am nächsten Tage beschloß die Batterie vorwiegend das Hauptwerk. Das russische Feuer war inzwischen wesentlich stärker geworden und schien hauptsächlich von einer etwas nördlich des Werkes gelegenen Höhe, dem Skobeleff-Berg her zu kommen, auf dem auch Panzertürme vermutet wurden. Meine Batterie wurde daher vorübergehend dorthin verlegt und bearbeitete die Höhe ein paar Stunden lang gründlich. Einmal sah ich es auch aus einem Gehölz beim Fort II aufblitzen und sandte sofort ein paar Granaten hin.

Als wir am dritten Morgen, es war der 1. März, das Feuer wieder aufnahmen, war die Lage ziemlich unverändert. Wir schossen, der Russe schoß wieder, sonst war nichts zu bemerken. Plötzlich Befehlsempfang beim Führer unserer Gruppe. Für jede schwerste Batterie wurde ein Zeitpunkt bestimmt, zu dem sie das Feuer einstellen sollte. Dann sollte sofort verladen und

nach verschiedenen Zielpunkten abbefördert werden. Ich hatte bis 12 Uhr mittags zu schießen und sollte wieder nach Unislaw. Das konnte also nur bedeuten, daß der Angriff abgebrochen wurde. Schade, auch um die Arbeit und die schöne Munition, aber zu ändern war nichts.

Punkt 12 Uhr verließ der letzte Schuß das Rohr. Ich warf noch einen wehmütigen Blick auf Ossowiez und kletterte von meinem Baum. Nach kurzem Abschied von den Kameraden ritt ich zur Batterie zurück. Unterwegs mußte ich an die Reize von Unislaw denken. Die anderen Batterien hatten Danzig, Thorn, Bromberg usw. als Zielpunkte und wir ausgerechnet Unislaw! Wer weiß, wie lange man da würde liegen müssen. Pech!

Die Batterie fand ich schon eifrig beim Abbauen. Etwas betreten kam mein Zeugoffizier auf mich zu und meldete, die Geschütze hätten in der letzten Zeit nicht mehr ganz einwandfrei gearbeitet. Einstweilen könne ja noch geschossen werden, aber er könne nicht mehr gewährleisten wie lange. Wenn irgend möglich, hielte er eine eingehende Untersuchung, die natürlich nur in einer Werkstatt erfolgen könne, für angebracht. Er war sehr erstaunt, als ich über diese Unglücksbotschaft gar nicht böse war. Da war ja eine Möglichkeit, Unislaw zu entrinnen. Ich schrieb sofort eine Meldung über den Zustand der Geschütze und schlug vor, falls die Batterie nicht gleich wieder gebraucht würde und Unislaw nur Abstellort sei, die Abstellung lieber in Essen vorzunehmen und die Geschütze dort nachsehen zu lassen.

Das Abbauen war diesmal eine Rekordleistung.

Schon um 9 Uhr abends konnte ich den Geschützzug abschießen, und um 11 Uhr folgten wir nach. Der Russe sandte nach wie vor seine Granaten rechts und links von uns in den Wald, aber geschadet hat er uns nichts.

Die Gründe, aus denen das Unternehmen gegen Ossowiez damals abgebrochen wurde, sind inzwischen bekannt geworden. Die artilleristischen Mittel, die wir zur Stelle hatten, hätten reichlich genügt, um die Festung in Grund und Boden zu schießen, aber die infanteristischen Kräfte reichten nicht aus, den Bobr-Übergang nördlich der Festung zu erzwingen. Wir mußten somit ohne das Gefühl eines Erfolges das Gefecht abbrechen und ohne feststellen zu können, welche Wirkung wir erzielt hatten. Nur aus russischen Zeitungsnotizen ließ sich später einiges entnehmen. In einer hieß es: „Offizielle russische Berichte teilen mit, daß Ossowiez anhaltend von schwerer Artillerie beschossen wird. Die Kriegsberichtserstatter erwarten, daß diese Tätigkeit der Deutschen, die eine direkte Bedrohung Warschaus von Norden darstellt, schließlich versagen wird, geben aber zu, daß das Bombardement der Festung beträchtlichen Schaden zufügte. Die aus 42 cm-Mörsern abgefeuerten Geschosse verursachten in den Befestigungswerken Löcher von sechs Metern Durchmesser und zwei Metern Tiefe.“ Damit wußten wir wenigstens, daß unsere Schüsse richtig gelegen hatten.

Als wir in Unislaw ankamen, lag schon Weisung vor, uns nach Essen weiterzuleiten. Das hatte also geklappt.

Dammerkirch.

In Essen gingen die Geschütze gleich in die Werkstatt, und es zeigte sich, daß eine gründliche Reinigung doch recht nötig gewesen war, wie auch das Auswechseln einiger Teile. Jedes Geschütz hatte jetzt schon rund 200 Schuß abgegeben.

Für das technische Personal waren die Arbeiten natürlich eine gute Gelegenheit, sich mit allen Einzelheiten vertraut zu machen.

Die Offiziere der Batterie führte während der Essener Tage auch eine Einladung auf die Villa Hügel. Als Altester führte ich die Hausfrau zu Tisch. Natürlich wurde auch von unseren Geschützen gesprochen, und sie lachte darüber, daß sie nach ihr „dicke Berta“ genannt würden. Das mußte ich allerdings bestreiten; seit Lüttich nannten wir sie „fleißige Berta“, auch im Gegensatz zu der alten „faulen Grete“.

Nach einigen Tagen konnte ich die Batterie wieder marschbereit melden, und wir wurden vorläufig nach Hannover geschoben. Auch das war entschieden besser als Anislaw.

In Essen war es uns gelungen, einen D-Zugwagen zu ergattern. Wir konnten uns nun für beliebig lange Fahrten einrichten. Als erster lief ein großer Packwagen. Davon war eine Hälfte Küche und Kantine, die andere



Unser Doktor auf der Geschützöffnung.

die Schreibstube der Batterie. Im zweiten, dem D-Wagen, wohnten und schliefen die Offiziere, die ältesten Unteroffiziere und Beamten und schließlich Batterie-schreiber, Burschen und Ordonnanzen. Dann kam unser Kasinowagen und schließlich ein weiterer Wagen vierter Güte, in dem die Handwerker der Batterie ihre Werk- und Schlaf-

stätten aufgeschlagen hatten, und in dem sogar eine richtige Nähmaschine prangte. Durch alle vier Wagen konnte man während der Fahrt verkehren. So hatte man immer alles zusammen, was in Betracht kam, und unterwegs konnte gekocht, geschustert und geschneidert und sogar die schriftlichen Arbeiten erledigt werden. Unser Zug wurde uns lieber als das schönste Quartier.

Von Hannover rief mich ein Telegramm nach Schloß Homburg zum A.=O.=K. Gaede. Die Batterie sollte folgen bis Straßburg. Also diesmal ins Oberelsaß, —

sollte es vielleicht Belfort werden? Am Pfingstsonntag fuhren wir ab, ich im Schnellzug voraus. Am nächsten Morgen war ich in Müllheim in Baden und ließ mich nach Homburg hinüberholen. Dort erfuhr ich meinen Auftrag.

Bei ihrem ersten Rückzug aus dem Oberelsaß hatten die Franzosen den Eisenbahnviadukt von Dammerkirch hinter sich gesprengt. In mehr als 40 mächtigen, gemauerten Bogen von etwa 20 Metern Höhe und 12 Metern Spannweite führte dieser über 500 Meter lange Kunstbau die zweigleisige Bahn Belfort — Müllhausen über das Tal der Larg. Sechs Bogen, darunter den breiteren Mittelbogen über die Larg, hatten die Franzosen niederge-



Beobachtungsstelle vor Dammerkirch.

legt. Als sie dann erneut ins Oberelsaß vordrangen, war ihnen die Bahnunterbrechung in ihrem Rücken natürlich lästig, und sie hatten mit dem Wiederaufbau begonnen. Der war nun ziemlich beendet. In den letzten Tagen hatte auch eine Probebelastung durch einen Eisenbahnzug stattgefunden. Nun sollte ich ihnen die Brücke mit einem Geschütz wieder einschließen.

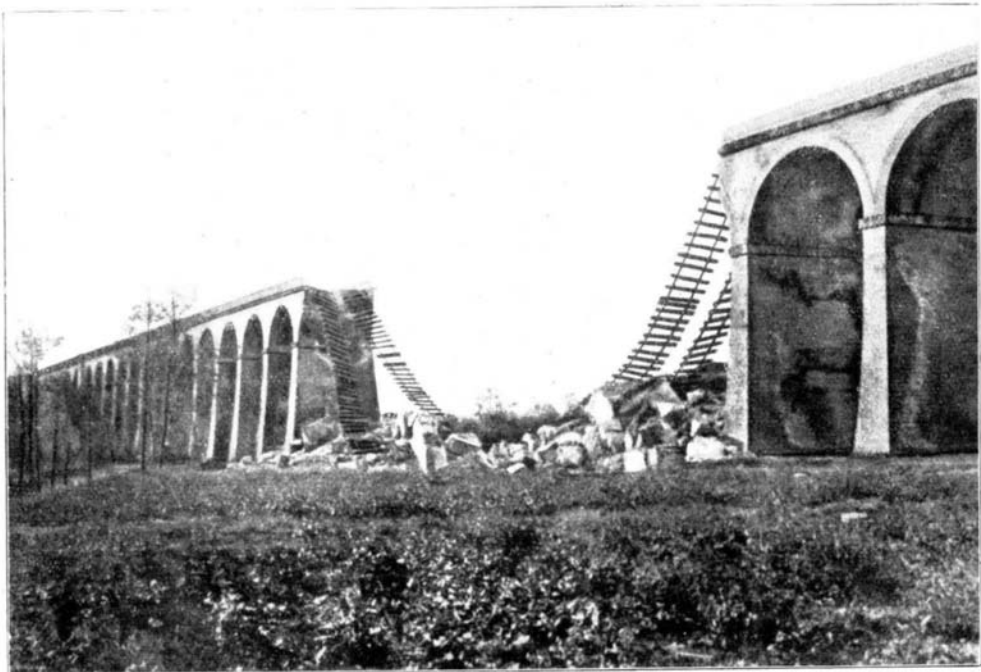
Mittags war ich Gast des A.=O.=K. Es war gerade der 25. Mai, der Geburtstag des Königs von Sachsen. Die

sächsischen Offiziere der Armeeabteilung waren dazu geladen, und ich konnte manchen alten Regimentskameraden aus Meß begrüßen.

Am Nachmittag wurde Stellung ausgesucht. Ein derartig langes und ganz schmales Ziel wie der Viadukt mußte natürlich möglichst genau in der Längsrichtung gefaßt werden, wenn man Aussicht auf eine genügende Zahl von Treffern haben wollte. Ein Strich auf der Karte über den Viadukt hinweg schlug in die Gegend von Walheim, im Tal der Ill. Dort war also die Stellung zu suchen. Sie fand sich auch und war sogar ausgezeichnet. Die Berge des westlichen Talrandes stiegen wohl über 100 Meter an, waren dazu noch mit hochstämmigem Wald bedeckt, also eine Deckung, über die hinweg auch nicht eine Spur von Rauch und Feuererscheinung gesehen werden konnte. Das Geschütz ließ sich unter einem alten, weit ausladenden Nußbaum verstecken, so daß auch die Flieger nichts davon entdecken konnten, dazu stand es ziemlich genau in der Verlängerung des Viadukts und in einer kleinen Mulde, die auch nach den Seiten Deckung bot. Mehr war nicht zu verlangen.

Die Nacht blieb ich in Mülhausen und bestellte mir aus Straßburg die Kraftwagen mit dem Beobachtungspersonal für den nächsten Morgen dorthin. Die Batterie mußte den Tag benutzen, um sich zu teilen. Es sollte ja nur ein Geschütz in Stellung gehen, und alles dafür Nötige herauszusuchen, Überflüssiges zurückzulassen und doch nichts zu vergessen, war gar nicht so einfach.

Am Morgen ging es dann an das Aussuchen von



Der Viadukt von Dammerkirch nach der Sprengung durch die Franzosen.

Beobachtungsstellen. In der Längsrichtung, also auf den Höhen vorwärts des Geschüzes war nicht viel zu wollen. Es waren allerdings die Schienenstränge der Eisenbahn zu sehen, schnurgerade liefen sie auf uns zu, aber von dem Viadukt selbst war nichts zu entdecken, da man von oben gerade auf ihn hinaussah. Immerhin mußte sich hier einwandfrei beobachten lassen, ob ein Schuß rechts oder links von der Bahn, also auch vom Viadukt, lag und wie weit. Hier mußte daher eine Hilfsbeobachtung hin, und mein Beobachtungsoffizier blieb gleich da, um sich einzurichten.

Ich selbst mußte unbedingt den Viadukt selbst sehen können, und das fand sich dann auch auf den Höhen südlich Altkirch. Fast in seiner ganzen Länge hatte ich ihn dort schräg von der Seite gesehen vor mir und konnte genau die Bogen abzählen. Etwas weit war es ja wieder, beinahe 10 Kilometer, aber bei guter Sicht ging es. Deutlich ließen sich die neuaufgeführten Pfeiler und Bogen erkennen, noch mit weißen Brettern verschalt, und oben standen richtig eine Anzahl Eisenbahnwagen, die anscheinend entladen wurden. Ich freute mich auf das Schießen. Wenn wir nicht außergewöhnliches Pech hatten, mußten wir den Viadukt kriegen.

Schön war es auch auf meiner Beobachtungsstelle. Weithin sah man ins Land und auf die französischen Stellungen gegenüber bei Carspach.

Am festgesetzten Tag war alles fertig, aber strömender Regen, keine 500 Meter weit war zu sehen. Als es gar nicht aufhören wollte, wurde das Schießen um 24

Stunden verschoben. Am nächsten Tag, dem 30. Mai, bei Tagesgrauen also wieder auf die Beobachtungsstellen, und diesmal schien helle Sonne. Ein wundervoller Sonntagmorgen. Bald verging auch der Dunst aus den Tälern und mein Viadukt kam zum Vorschein.

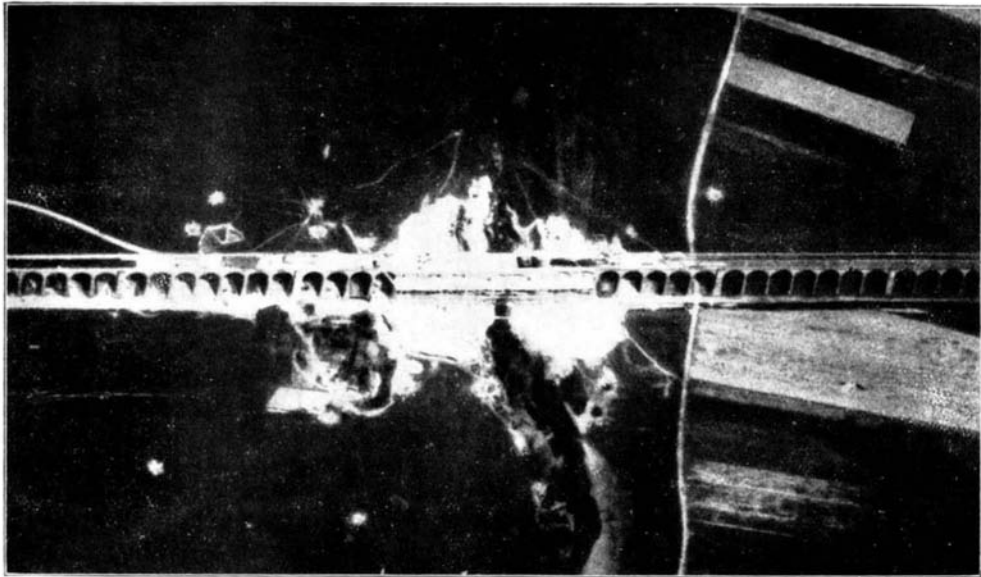
Der hatte sich seit vorgestern etwas verändert. Die Bretterverschalung war entfernt worden und oben stand ein vollständiger, langer Zug. Anscheinend war er also gerade ganz fertig geworden. Das paßte ja ausgezeichnet. Der Flieger, der unsere Beobachtungen ergänzen und die Wirkung gleich im Lichtbild festhalten sollte, war auch zur Stelle. Also los!

Bei den Einwohnern von Dammerkirch dürften wir uns an diesem Tage ziemlich unbeliebt gemacht haben. Was eine 42 cm-Granate schon auf 1200 Meter für einen Skandal macht, konnten wir bei Manonviller feststellen, und die ersten Häuser von Dammerkirch lagen keine 500 Meter vom Viadukt. Außerdem ging der erste Schuß noch etwas kurz und auf der Dorfseite herunter. Das Erwachen dürfte also etwas unsanft gewesen sein.

Das folgende Schießen war gerade das Gegenteil von dem, wie es sonst die Regel ist. Während man im allgemeinen die seitliche Abweichung eines Schusses im Fernrohr genau messen, der Länge nach dagegen meist nur sagen kann, ob vor oder hinter dem Ziel, ohne Anhalt für das Maß, so war hier nur zu sehen, ob rechts oder links des Viadukts, dagegen war an den Bogen genau abzuzählen, in welcher Entfernung der Schuß niederging. Der Länge nach war das Einschießen also nicht schwer,

desto schwieriger dagegen nach der Seite. Ich mußte schließlich so feine Änderungen der Seitenrichtung geben, wie sie die Richtmittel am Geschütz gar nicht mehr vor-
sahen, nur nach Augenmaß konnten sie noch eingestellt werden; aber die Batterie bediente glänzend, und das Geschütz folgte gehorsam auch dem leisesten Wink. So dauerte es zuerst eine Weile, bis die ersuchte erste weiße Wolke, der Mauertreffer, erschien, dann aber kam kurz nacheinander Treffer auf Treffer auf Brückenbahn und Pfeiler und bald klaffte eine mächtige Lücke, durch die die grüne Wiese hindurch schimmerte. Neun Bogen mit Pfeilern waren ganz umgelegt, eine Bresche, größer als die eben von den Franzosen ausgebefferte, war geschaffen und der mittlere große Lärgebogen außerdem halb ausgesprengt. Mit den letzten Schüssen wurde dann noch ein klaffendes Loch auf einer anderen Stelle der Brückenbahn erzielt. Die Aufgabe war glänzend gelöst. In knapp drei Stunden war das Werk, das die Franzosen in mühsamer Arbeit eines halben Jahres geschaffen hatten, wieder zerstört. Sie mögen sich schön geärgert haben.

Als ich eine halbe Stunde später in der Batterie ankam, war der Abbau schon wieder in vollem Gange. Eine Menge Zuschauer hatte sich eingefunden. Einen 42 em schießen zu sehen, lockte immer noch gewaltig. Es waren auf diese Weise wohl an hundert Menschen dicht um das Geschütz herum versammelt. Der Franzose hatte an diesem ganzen Morgen überhaupt noch nichts von sich hören lassen. Da, plötzlich das bekannte Pfeifen,



Der Viadukt von Dammerkirch nach dem Wiederaufbau. (Fliegerbild.)

und mitten zwischen uns hinein ein Aufschlag, knapp fünf Meter hinter das Geschütz. Eine mächtige Schlammwolke übergoß uns alle, ein paar waren umgeflogen und rappelten sich wieder hoch, aber geschehen war merkwürdigerweise keinem etwas. Um Erde zu gewinnen, waren beim Instellunggehen ein paar Gräben ausgehoben worden, die der Regen des Vortages in Schlammlöcher verwandelt hatte. Dahinein war der Schuß gegangen, und seine Wirkung war größtenteils verschluckt worden. Trotzdem war es wie ein Wunder, daß in dem dichten Menschenhaufen nicht einer eine Schramme erhielt.

Ich nahm die Leute sofort nach einer Seite aus der Batterie heraus. Ob das Abbauen ein paar Stunden früher oder später erfolgte, war hier ja gleichgültig. Gespannt warteten wir auf den zweiten Schuß. Der kam dann auch sehr bald, diesmal etwa 50 Meter zu kurz. Und nun sahen wir aus einiger Entfernung weiter zu, wie unser Geschütz beschossen wurde. Die Zuschauer waren verschwunden.

Der Franzose lag ausgezeichnet, rings um das Geschütz gruppierten sich die Trichter. Getroffen hat er trotzdem nichts. Rätselhaft war uns damals dies vom ersten Schuß ab tadellos genaue Schießen und nach unserer so ausgezeichnet verdeckten Stellung. Die heutigen genauen Meßverfahren machen die Sache weniger unerklärlich.

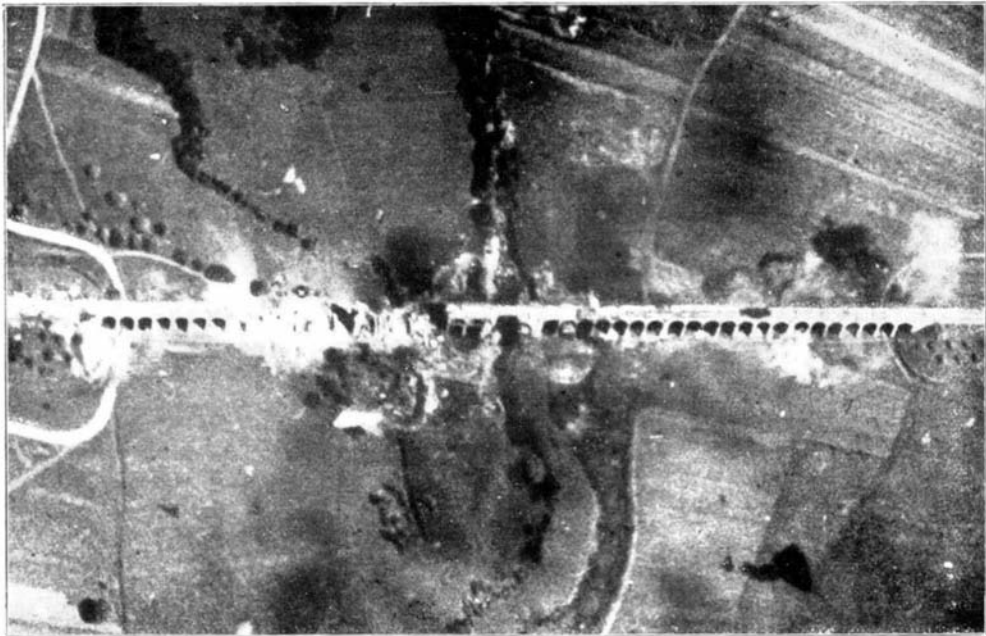
Da es gerade Mittagszeit war, schickte ich die Leute zum Essen und setzte mich mit dem Artilleriekommandeur

in Verbindung. Der meinte, er wolle wieder einen Flieger schicken, dann hörten die Franzosen sofort auf zu schießen, um ihre Stellung nicht zu verraten. Das traf auch ein. Sobald der Flieger erschien, hörte das Schießen auf und meine Leute konnten unbehelligt abbauen. Abends rollte schon wieder alles nach Straßburg zurück.

Mich führte eine Einladung zum Abendessen wieder nach Homburg zum A.=O.=K. Der Oberbefehlshaber selbst drückte mir fünf Eiserne Kreuze für die Batterie in die Hand mit dem Bemerkten, daß sie wohlverdient seien. Ich mußte einen kurzen Vortrag über das Schießen halten und wurde allgemein beglückwünscht. Glück muß der Mensch und besonders der Artillerist haben. An manchen Tagen kann man noch so schön nach allen Regeln der Kunst der heiligen Barbara schießen, es liegt alles wunderschön um das Ziel herum und hinein kommt doch nichts, wie es ja z. B. am gleichen Tage den Franzosen beim Schießen gegen meine Batterie auch gegangen war. Die Bedeutung des Erfolges lag hauptsächlich darin, daß ein erneuter Vorstoß der Franzosen ins Oberelsaß, der nach Fertigstellung ihrer Bahnverbindung in den Bereich der Möglichkeit gerückt war, nun wieder erheblich unwahrscheinlicher geworden war. Im Generalstabsbericht stand am nächsten Tage: „Der Eisenbahnviadukt von Dammerkirch ist gestern von unserer Artillerie mit wenigen Schüssen wieder zerstört worden, nachdem es den Franzosen nach monatelanger Arbeit vor einigen Tagen gelungen war, ihn gebrauchsfähig zu machen.“

In Straßburg traf ich die Batterie wieder und teilte zunächst die Kreuze aus. Dann ging es wieder mal ans große Telephonieren. Straßburg wollte uns nämlich um keinen Preis behalten und erreichte auch, daß wir nach Appenweier abgeschoben wurden. Auch dort hatten sie keinen Platz und schickten uns nach Offenburg weiter. Wie ein Waisenkind wurde die Batterie in der Welt herumgeschoben. In solchen Tagen bewährten sich unsere Küche im Packwagen und all die sonstigen Annehmlichkeiten unseres Zuges glänzend. Wir konnten es aushalten und auf welchem Gleise wir gerade standen und ob wir fuhren oder hielten, war uns ziemlich egal.

Aber auch in Offenburg war unseres Bleibens nicht lange. Schon nach wenigen Tagen bekam ich Briefe vom Bürgermeister und vom Ortskommandanten. Es hieß, in der Stadt werde allgemein erzählt, auf dem Bahnhof ständen 42 em, mit Plantüchern zugedeckt, wie Proviantwagen. Spione seien zweifellos in der Stadt, und so sei mit Sicherheit anzunehmen, daß das auch drüben bekannt würde; Fliegerangriffe seien daher zu befürchten, und ich möchte die nötigen Maßregeln treffen. Ich schrieb zurück, daß wir in Offenburg seien stimme, und daß die Kanonen auf dem Bahnhof ständen, stimme auch, und ändern könne ich daran nichts. Am liebsten hätte ich noch geschrieben, sie möchten doch ihrerseits lieber ihre Spione fangen. Ich fuhr aber doch in den nächsten Tagen nach Karlsruhe hinüber zum Generalkommando und brachte die Sache zur Sprache.



Der Viadukt von Dammerkirch nach der Beschädigung. (Fliegerbild.)

Meine eigene Ansicht äußerte ich dahin, daß eine Abstellung in einer größeren Stadt entschieden zweckmäßiger sei. Unter vielen Menschen und Uniformen erregt ein neuer Truppenteil keinerlei Aufsehen, während in einem kleinen Ort jedes Kind sofort weiß, um was es sich handelt. Nebenbei dachte ich auch, daß Karlsruhe schließlich angenehmer sei als Offenburg. Zwei Tage später waren wir dort.

Wir waren kaum warm geworden, ich hatte mich mitten in der Stadt eingemietet und saß eben morgens beim Frühstück, als plötzlich Geschützfeuer hörbar wurde. Fast gleichzeitig ertönte auch schon eine Detonation, und dann folgte Schlag auf Schlag. Der erste große Fliegerangriff auf Karlsruhe. Ich wohnte vier Treppen hoch und hatte von meinem Fenster aus einen guten Überblick. Oben am blauen Himmel waren die silbergrauen Flugzeuge, sechs an der Zahl, gut zu verfolgen und auch viele Einschläge konnte ich beobachten. Zwei Häuser neben mir schlug eine Bombe einen Balkon herunter und hüllte die ganze Straße in Staub und Rauch. Mit sichtlicher Berechnung fielen die Bomben auf die belebtesten Straßen und Plätze, und es war ein unangenehmes Gefühl, dabei ohnmächtig zusehen zu müssen. Mein Bursche wollte unbedingt aufs Dach und mit dem Karabiner schießen. Mit Mühe hielt ich ihn von dem zwecklosen Unternehmen ab. Die Opfer waren zahlreich, und auch die Batterie blieb leider nicht verschont. Der Unterzahlmeister war zum Einkauf für die Batterie auf dem Frühmarkt und hatte ein Gespann mit. Er selbst konnte

sich noch in ein Haus retten, aber den Fahrer und die beiden Pferde verloren wir.

Es war natürlich nicht daran zu denken, daß der Fliegerangriff mit unserer Batterie zusammenhing, aber die Offenburger waren nun natürlich groß. Später mußten sie dann doch daran glauben, auch ohne uns.

Arras.

Karlsruhe haben wir nicht lange genossen. Ein Telegramm rief mich zum A.=O.=K. 6 nach Lille. Die Batterie sollte ich nach Bedarf nachziehen. Wir kamen also wieder zu der uns von Manonviller her bekannten Armee des Kronprinzen Rupprecht. Dort waren schon seit Wochen die schweren Kämpfe nördlich Arras, an der Corettohöhe bei Souchez, Neuville und Ecurie im Gange. Vielleicht wurden wir dort gebraucht.

In Lille wurde ich jedoch zunächst an ein Korps im Abschnitt La Bassée verwiesen und erkundete dort. Von dem Ort war damals schon nicht mehr viel übrig. Ein Stab einer Feldartillerieabteilung war das Einzige, was noch in den Trümmern hauste. Merkwürdig berührten ein paar weibliche Wesen, die trotz alledem noch durch die Straßen huschten. Sie wuschen für die Soldaten und wurden wohl deshalb geduldet.

Desto mehr Beobachtungsstellen bevölkerten dagegen die wenigen noch benutzbaren Giebel von Häusern und Scheunen. Ich kletterte auf einige hinauf und sah mir die Ziele an, die mir genannt worden waren. Sie waren für uns wenig geeignet, leichtere Kaliber konnten dasselbe und zum Teil noch besser erreichen, da ihnen naturgemäß reichlichere Munitionsmengen zur Verfügung standen. Viel Ruhm war da für uns also nicht zu ernten.

Ganz unmöglich aber war die Stellung. Die einzige Deckung hätten die Häuserreste von La Bassée selbst geboten, und das war bei der Rauch- und Staubsäule, die jeder unserer Schüsse emporwarf, so gut wie gar keine. Dazu beinahe ebenes Gelände, knapp 3 Kilometer vom Feind und vor der eigenen schweren Artillerie; die Batterie wäre da nach den ersten Schüssen zugedeckt worden, ohne selbst viel zu Wort zu kommen.

Von unserer Verwendung bei La Bassée wurde denn auch abgesehen, und ich wurde statt dessen an die Gruppe Lochow verwiesen. Ich fand sie in Douay und wurde nun gegen Arras selbst angefehrt. Das ließ sich schon eher hören. Forts mit Panzern und Beton, unseren eigentlichen Daseinszweck, fanden wir dort zwar auch nicht, aber die Stadt hatte immerhin eine Zitadelle, deren Hohlräume gute Deckungen bieten mochten. Im Verlaufe des nun schon etwa dreivierteljährigen Stellungskrieges waren außerdem an der Westfront in und hinter den Stellungen unterirdische Räume von solcher Stärke entstanden, daß ihnen mit leichteren Geschützen nicht mehr beizukommen war. In solchen Zeiten des Großkampfes dem Feinde diese Deckungen zu nehmen, konnte auch schon lohnen.

Angenehmerweise fand ich in diesem Abschnitt den gleichen Kommandeur der Eisenbahntruppen wieder, mit dem wir schon im letzten Herbst vor Verdun zusammengearbeitet hatten. Das sparte mir natürlich viel Arbeit an Beschreibungen und Erklärungen. Bald fuhren wir zusammen durch eines der altertümlichen

Tore von Douay nach Arras zu. Daß es hier weniger gemüthlich zuging als damals war klar. Das Artilleriefeuer von der Front tönte uns ununterbrochen entgegen, und Flieger bevölkerten fortgesetzt den Himmel. Eine so harmlose Stellung auszusuchen, wie damals vor Verdun, würden wir hier hübsch bleiben lassen.

In Vitry en Artois, bei dem Generalkommando des bayerischen Korps, dem ich unterstellt war, holte ich mir noch nähere Befehle, und dann machten wir uns ans Suchen. Günstig lagen die Verhältnisse nicht. In der Nähe der vorhandenen Bahnstrecke war nirgends vernünftige Deckung, und die Punkte, die geeignete Aufstellung geboten hätten, lagen wieder so weit von der Bahn ab, und hätten in dem hügeligen Gelände soviel Arbeit beim Bahnbau erfordert, daß unsere Feuerbereitschaft zu sehr verzögert worden wäre.

Andererseits lagen Arras und was sonst noch von Zielen zu erwarten war, unmittelbar hinter den feindlichen Linien, so daß ich mit der Batterie entsprechend weit hinter den eigenen bleiben konnte. Ich entschloß mich schließlich zu einem Zipfel Garten mit einigen leidlich hohen Bäumen unmittelbar nördlich des Dorfes Biache St. Vaast. Ein paar Tage Arbeit für die Eisenbahner gab es auch da noch. Was an Deckung fehlte, mußten Masken ersetzen.

Die Batterie hatte ich schon vorher bis Cöln nachgezogen und telegraphierte sie heran, als der Bahnbau genügend vorgeschritten war. Bei der Ankunft gab es lange Gesichter, als bekannt wurde, daß wir diesmal

nicht in den liebgewordenen Zügen wohnen konnten. Für die gab es hier vorn keinen Platz, sie mußten weit hinten abgestellt werden. In dem Dörfchen Hamblain, eine halbe Stunde von der Stellung, hatte ich zwar recht enges, aber noch erträgliches Quartier vorbereiten lassen.

Während das Aufstellen der Geschütze planmäßig verlief, ging es wieder einmal auf die Suche nach geeigneten Beobachtungsstellen. Wir mußten auf Ziele in einem recht breiten Gefechtsstreifen rechnen und brauchten daher einen Punkt, der möglichst viel von den feindlichen Stellungen sehen ließ. In den ersten Morgenstunden mußte das Erkunden hier erfolgen, da dann die feindliche Artillerie am ruhigsten war. Die erste gute Übersicht auf Arras bot das hochgelegene Dorf Monchy, aber nach Norden hin war das Gesichtsfeld noch zu begrenzt. Es ging also weiter im Kraftwagen und dann zu Fuß nach den vordersten Gräben, zunächst in die Gegend von Beaurains. Hier vorn hatte man die Ziele sich zwar näher gegenüber, aber immer nur einen schmalen Abschnitt. Endlich fand sich in einem Wäldchen bei Roeux ein Hochstand, der den meisten Anforderungen genügte. In Verlängerung des Tals der Scarpe lag Arras mit seinen Vorstädten in ganzer Ausdehnung vor uns und was nach Norden an Überblick noch fehlte, mußte eine Hilfsbeobachtung in der Gegend von Roelincourt ersetzen.

Auf unmittelbare Beobachtung gegen das Hauptziel, die Zitadelle, mußte zwar auch hier verzichtet werden. Sie lag versteckt in einem Kranz von Bäumen, der sich

auf dem Glacis erhob. Aber einen Anhalt für das Schießen boten doch auch diese Bäume. Was innerhalb ihres Umkreises lag, mußte auch in der Zitadelle liegen.

Für das Weitere mußten die Flieger helfen. Ein früher von oben aufgenommenes Lichtbild wurde in kleine Vierecke eingeteilt und mit Buchstaben und Zahlen bezeichnet. Funkte der Flieger nach einem Schuß z. B. „6 f“, so brauchte nur dieses Viereck aufgesucht zu werden und der Treffpunkt war genau bestimmt.

Die Franzosen hatten bis in die letzten Tage hinein ihre Angriffe fortgesetzt und dabei hin und wieder auch stückweise Gelände gewonnen. Sie waren dabei bis an einzelne Punkte herangekommen, deren Verlust für die ganze Verteidigung recht bedenklich werden konnte. Ein „cave adsum“ aus ganz schwerem Kaliber konnte also gerade in dieser Zeit durchaus nützlich wirken.

Am frühen Morgen des 27. Juni begann das Schießen. In hellem Sonnenschein lag Arras vor uns. Der gegebene Einschießpunkt war die Kathedrale. Da aber noch ein halbes Duzend anderer und zum Teil höherer Kirchtürme vorhanden waren, lag sonst kein Grund vor, ihr etwas zuleide zu tun. Ich hatte denn auch Befehl, sie soweit zu schonen, als es sich ohne Beeinträchtigung des Zweckes des Schießens erreichen ließe. Zum Einschießen suchte ich mir daher die weithin sichtbare Präfektur aus, prüfte die Flugbahn nur durch einen Schuß hinter und einen vor die Kathedrale nach und verlegte dann gleich in die Zitadelle. Einige Fliegerbeobachtungen bestätigten die Lage der Schüsse, und bald kam auch ein

sichtbares Ergebnis. Ein Minenlager war getroffen und ging als prächtiges Feuerwerk hoch. In weitem Umkreis plakten die Minen in der Luft, und malten zahllose weiße Pünktchen auf die mächtige schwarze Rauchwolke des Geschosses. Kurz vorher war der kommandierende General auf meinen Hochstand gekommen und so konnte ich ihm gleich den Zauber im Scherenfernrohr zeigen. Meist ist es im militärischen Leben ja umgekehrt, und die hohen Vorgesetzten kommen immer nur, wenn etwas gerade „daneben“ geht.

Die Zitadelle bekam ihre festgesetzte Zahl von Schüssen, die beiden Vorstädte St. Catherine und St. Nicolas, in denen zahlreiche starke Keller liegen sollten, wurden noch mit einigen Granaten bedacht und dann mußte ich für heute aufhören. Die vorgesehene Munition war verschossen.

Wir waren gespannt gewesen, wie der Franzose auf unser Schießen antworten würde, denn erkennen mußte er den Standort der Batterie bei der geringen Deckung unbedingt. Aber anscheinend hatte er kein Kaliber zur Hand, das weit genug trug. Die Batterie bekam gar nichts ab. Dagegen ließ er seinen Jörn an dem einige hundert Meter vor meiner Beobachtungsstelle liegenden Dorf Roey aus und verscheuchte aus ihm einige Einwohner und harmlose Kolonnen. Im übrigen war die gegenseitige Artilleriebekämpfung lebhaft wie immer gewesen.

Die Beschießung von Arras und die Vernichtung des Minenlagers wurde am 28. in unserem Tagesbericht

erwähnt; die Franzosen meldeten nur wortfarg: „Arras wurde von großkalibrigen Geschützen bombardiert.“

Am nächsten Tage wurden noch einige Granaten nach Ecurie hineingesetzt, das ebenfalls starke Unterkunfts- räume enthalten sollte, und dann war vorläufig Schluß. Die knappe zur Verfügung stehende Munition war ver- braucht, und der Rest sollte aufgespart werden, um beim nächsten größeren Angriff der Franzosen eingesetzt zu werden. Wir blieben also gefechtsbereit, Batterie und Beobachtungsstellen stets besetzt. Ein Geschütz hatte wieder einige Unregelmäßigkeiten gezeigt und wurde abgebaut und nach Essen geschickt. Für die Batterie waren dadurch genügend Mannschaften zur Ablösung vorhanden, aber für die Beobachter und Fernsprecher, die fortgesetzt die zerschossenen Leitungen abgehen und ausbessern mußten, wurde dieser Zustand doch recht ungemütlich, als Woche auf Woche verging. Die Fran- zosen kamen nicht mehr. Ihre Angriffe hatten, wie später der Oberbefehlshaber selbst der Batterie gegen- über äußerte, mit unserem Erscheinen aufgehört.

Die Batterie hatte sich in dem kleinen Hamblain inzwischen ganz leidlich eingerichtet, und die dienstfreien Mannschaften hatten es ganz gut dort. Es gab Bade- gelegenheit in dem nahen Teich, und auch ein Turnplatz mit selbstgezimmernten Geräten war entstanden.

Abwechslung genug boten auch die Flieger, die sich fortgesetzt am Himmel jagten, ohne unserem Dörfchen weiter unangenehm zu werden. Daß wir bei einem bayerischen Korps standen, äußerte sich in besserem Bier

als gewöhnlich draußen üblich, und auch sonst gab es allerhand. Wir Offiziere bekamen zuletzt sogar von der Korpsbäckerei wunderschöne weiße Semmeln. Die waren zwar eigentlich nur für hohe Stäbe da, aber als der Beamte die Erlaubnis bekommen hatte, sich unsere



Stellung im Münsfertal (Bogesen).

Kanonen anzusehen, meinte er, eine 42 em-Batterie sei mindestens ebensoviel, wie so ein Stab. Solche Geschäfte vermittelte immer mit großer Gewandtheit unser unvergleichlicher Unterzahlmeister aus Südwest.

Trotz alledem wurde dies ewige, untätige auf der Lauer liegen mit der Zeit unerträglich. Aus dem Osten kamen täglich die Siegesmeldungen. Am 5. Juni war

bereits Przemysl gefallen, wo wir eine unserer Schwesterbatterien wußten, am 24. waren Kojan und Pultusk genommen, gegen Kowno und Nowo=Georgiewsk schoben sich unsere Truppen immer näher heran, und unsere Kavallerie streifte schon tief in Kurland. Täglich konnte der Angriff auf die großen russischen Festungen beginnen, und wir lagen zwecklos vor Arras mit ein paar Schuß neben den Rohren. Sollten wir wieder zusehen müssen, wie andere die Lorbeeren pflückten, wie damals bei Antwerpen?

Ich beschloß, wieder einmal in unser Schicksal einzugreifen und schrieb an die O. H.=L. Aber der Brief kreuzte sich schon mit einem Marschbefehl. Wir waren wieder der Armee Gaede unterstellt und sollten zunächst nach Straßburg. Kaum dort angekommen, brachte aber ein neuer Befehl anscheinend schon die Wirkung meines Briefes. Ein Geschütz sollte sofort nach Kozlowa Ruda, das andere sollte die Aufgabe im Elsaß möglichst beschleunigt lösen und dann folgen. Also zunächst einmal Kozlowa Ruda gesucht. Das fand sich an der Strecke Eydtkuhnen—Kowno, also kein Zweifel, unser Wunsch erfüllte sich.

Bei der Armee Gaede handelte es sich darum, die Straße über den Schluchtpaß ins Münstertal und den Felsentunnel, durch den sie führt, unbrauchbar zu machen. Da war Kowno wichtiger. Ich überließ daher meinem ältesten Offizier die Aufgabe im Elsaß und beschloß, selbst nach Kozlowa Ruda zu fahren. Zunächst mußte aber die Batterie geteilt werden, wie schon einmal

in Straßburg; diesmal auch die Mannschaften, Pferde und Fahrzeuge.

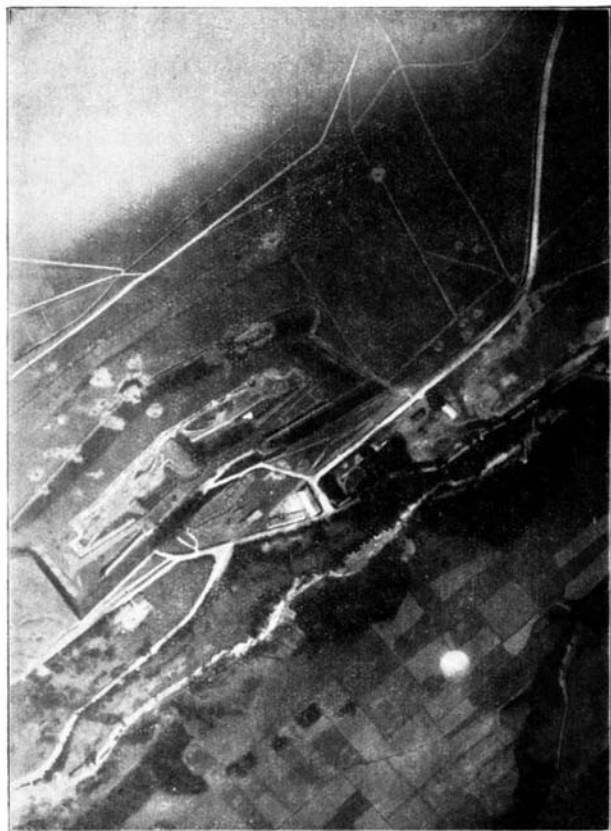
Abends fuhr ich zunächst nach Essen, um die Bereitstellung des Geschützes zu veranlassen; die Halbbatterie folgte, um es zu übernehmen. Ein paar Stunden in Essen genügten für mich, dann ging es wieder einmal mit Schnellzügen nach der anderen Seite des Deutschen Reiches.

Kowno.

Als ich am 8. August in Kozłowa Ruda eintraf, lag schon ein Befehl vor, mich beim XXX. R.=K. in Ugleńskfi zu melden. Ich fuhr also mit der nächsten Gelegenheit weiter bis zum Endpunkt der damals benutzbaren Bahnstrecke, Popilwa. Mitten im Wald gelegen und erst seit einigen Tagen in unserer Hand, war der Bahnhof Popilwa sozusagen erst im Wiederentstehen. Von Baulichkeiten waren nur zwei winzige Bahnwärterhäuschen übrig geblieben. Eines davon war Stationsgebäude, in dem anderen hatte sich die Bahnhofskommandantur niedergelassen. In dem Kommandanten und seinem Adjutanten fand ich angenehmerweise meine alten Bekannten von Grajewo her wieder und wurde von ihnen gastfreundlich aufgenommen. Mit uns teilten den einzigen Raum zwar eine derartig unglaubliche Menge Fliegen, wie ich sie nie wieder auf einem Haufen gesehen habe, aber ich hatte doch wenigstens einen Fleck, wo ich mein Gepäck lassen konnte.

Im Wagen wurde ich dann zum Generalkommando geholt, das am Waldrand in einem selbstgebauten Bretterhäuschen wohnte. Andere Unterkunft war weit und breit nicht zu finden. Der Russe hatte auch hier bei seinem Rückzug ganze Arbeit im Niederbrennen geleistet.

Zunächst wurde der dienstliche Teil erledigt. Die Lage war so, daß in täglichen Kämpfen die Russen zurückgedrängt wurden, und wenn unsere Infanterie



Fort I von Rowno. (Fliegerbild.)

auch noch nicht so weit heran war, daß von einem Angriff auf die Festung gesprochen werden konnte, so hatte doch die Artillerie, besonders eine Anzahl schwerster Batterien, das Feuer auf die Werke schon eröffnet. Es war also keine Zeit zu verlieren. Wir kamen als Nachzügler und mußten uns sputen, noch zum Eingreifen zu kommen. Als Hauptziel wurde mir das Fort I angegeben, das auf dem linken Flügel des bisherigen Angriffsfeldes lag und bisher noch nicht beschossen worden war.

Zum Abendessen war ich Gast des Generalkommandos und wurde dann nach Popilwa zurückgefahren. Wo ich schlafen sollte, war mir vorläufig noch unklar. Diese Zeiten, in denen man als einzelner Reisender, nur mit dem notdürftigsten Gepäck, vor der Batterie her fuhr, waren immer die unangenehmsten. Man war mit Essen und Schlafen und überhaupt mit allem lediglich auf die Gutmütigkeit anderer Menschen angewiesen. Da hatte es die Batterie besser, die kam gemütlich in unserem bequemen Zug hinterher.

Für diese Nacht kroch ich in einen auf dem Bahnhof stehenden Eisenbahnwagen, auf die Gefahr hin, wieder spazieren gefahren zu werden, wie bei Manonviller. Am nächsten Morgen nassauerte ich den Kaffee bei meinen Freunden auf der Bahnhofskommandantur und das Mittagessen in einem Feldlazarett. Dort bekam ich für die nächste Nacht sogar ein freies Krankenbett und war also blendend versorgt. Der Oberstabsarzt hatte nämlich auch noch keine 42 em gesehen.

Dann kam endlich die erste Hälfte der Batterie heran, und wir bezogen ein Biwak bei einem abgebrannten Gehöft, Tarputyschki, in der Nähe der Stellung. Die Züge konnten wir leider wieder nicht behalten; sie mußten bis Eydtkuhnen zurück.

Um möglichst schnell ins Feuer zu kommen, hatte ich unsere Stellung dicht neben eine schon früher in Tätigkeit getretene Batterie gelegt. Wir konnten dadurch deren Einrichtungen größtenteils mitbenutzen, und für uns waren die Arbeiten auf ein Mindestmaß verringert. In einen Waldrand östlich des Dorfes Poschery hineingebaut, waren die Geschütze gut versteckt. Sie blieben da auch ziemlich unbehelligt. Die Russen hatten zwar eine schwere Batterie, die in unsere Gegend schlug, wie wir später in Kowno feststellten, lange 25 em Küstkanonen, sie beschäftigte sich aber vorwiegend mit dem ausnahmsweise gut erhaltenen Poschery und sandte nur ab und zu einige Granaten in unseren Wald. Bis alle Vorbereitungen zum Instellunggehen getroffen waren, war erfreulicherweise auch das Geschütz aus dem Elsaß heran und am 15. früh war die Batterie feuerbereit.

Wir hatten es also doch noch geschafft. Noch kein Fort von Kowno war gefallen, aber die Entscheidung stand dicht bevor. Die Infanterie hatte ihre Linien gegen die Werke herangeschoben und noch am 14. einen starken Ausfall abgewiesen. Das erste Ziel, das uns zugewiesen wurde, war nicht wie erwartet Fort I, sondern die Batterie 1, ein Werk nördlich davon, unmittelbar am Njemen. Es war nur mit Fliegerbeobach-



Wirkung im Fort I von Rowno.

tung zu fassen und ich hatte nur auf die eingehenden Funkprüche hin meine Kommandos zu geben. Die Funker, die zu mir kommandiert worden waren, waren sich zwar nicht immer ganz einig über das,

was das Flugzeug wollte, und entschuldigten sich damit, der Beobachter von heute sei als undeutlicher Funker bekannt, die Wirkung ist aber doch recht gut gewesen.

Am Nachmittag wurden wir gegen eine feuernde schwere Batterie in der zweiten Linie eingesetzt, die sich besonders unangenehm bemerkbar machte. Auch von ihr war von unserer hauptsächlich gegen Fort I gewählten Beobachtungsstelle nicht viel zu sehen. Diesmal mußte ein Fesselballon die Beobachtung der Schüsse in der Hauptsache übernehmen, und er arbeitete ausgezeichnet. Die Bekämpfung der Batterie ging glatt und sicher vor sich.

Am nächsten Morgen wurden wir endlich gegen das Fort losgelassen. Ich hatte es gut im Glase und dabei

volle Freiheit, wie ich es sturmreif machen wollte. Auch die Munition war mir nicht beschränkt, ich konnte also nach Herzenslust schießen.

Ich nahm mir zunächst die Spitze vor. Unter ihr, auf der äußeren Grabenseite, lagen Kasematten



Wirkung im Fort I von Rowno.

für Grabenbestreichung. Wenn die zerstört und damit gleichzeitig ein Zugang zum Graben geschaffen war, war ein guter Teil der Sturmfreiheit aufgehoben. Bald hatte ich mehrere schöne Treffer an der gewünschten Stelle. Die Kurzschüsse lagen auf dem Glacis im Drahthindernis und schufen hier breite Lücken. Die Weitschüsse gingen ins Fort und taten dort ihre Schuldigkeit. Nach einiger Zeit verlegte ich auf die hintere Hälfte des Forts, um die dort befindlichen Räume und die Besatzung in ihnen zu fassen. Die natürliche Streuung sorgte dafür, daß auch die anderen Teile des Forts nicht unbehelligt blieben.

Für meinen Wunsch zu früh wurde ich am Nachmittage vom Fort weg und auf eine Batterie dicht nördlich davon verlegt. Erst die Abenddämmerung unterbrach das Feuer. Am nächsten Morgen waren die Forts I—III



Wirkung im Fort I von Kowno.

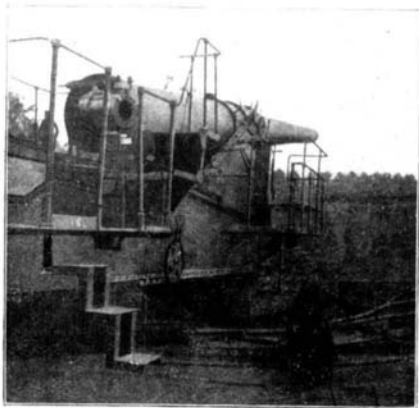
der Südwestfront in unserer Hand und damit Kownos Schicksal besiegelt. Die Stadt und die Forts auf dem anderen Ufer des Njemen und der Jesia fielen in den nächsten Tagen.

Wie es in unserem Fort I aussah, haben wir uns, sobald dazu Zeit war,

mit innigem Behagen angesehen, die Schilderung will ich aber einem Berichterstatter überlassen. Er schrieb im Berliner Tageblatt am 27. August:

„Wenn man einen Begriff von der Wirkung der großen Geschütze haben will, dürfte man besonders an dem Fort I nicht vorübergehen. Ich sah es heute vormittag, nachdem ich dem Fort II nochmals einen Besuch abgestattet hatte. Beide sind lehrreich; aber das Fort I darf doch, was die Leistung der allergrößten Mörser anlangt, den Vorrang beanspruchen. Hier ist die Aufgabe, ein Fort sturmreif zu machen, tadellos gelöst. Da ist ein Granattrichter von etwa 10 Meter Durchmesser. Das Riesengeschöß durchschlug zunächst eine Erddede von 5 Meter Dicke, dann ein Gewölbe von mindestens 1 Meter Stärke. Dann erst explodierte es, um nun das Gemäuer

aus der Tiefe bis über den Grabenrand zu schleudern. Ein anderes Geschöß traf die zementierte Umwallung; hier liegen riesige Zementblöcke wie von einer Urkraft umhergeschleudert im Festungsgraben und bilden eine Sturmbrücke. In den Gewölben des Forts selbst sieht es wüst aus. Offenbar gab es für die Besatzung kein sicheres Plätzchen mehr, als die Geschosse der „dicken Berta“ angefaßt kamen. Andererseits wurde gerade durch das Bombardement der schwersten Geschütze verhindert, daß die Forts geräumt werden konnten. So fand man hier nicht bloß Geschütze, Maschinengewehre und Munition in



Rowno. Schweres russisches Geschütz.

erstaunlicher Zahl, sondern auch Proviant und Aus-
 rüstungsgegenstände aller Art.“

Daß wir aber nicht nur die Anerkennung von Kriegs-
 berichterstattern hatten, bewies die stattliche Zahl
 eiserner Kreuze für die Batterie und die erste Klasse für
 den Führer. Wir konnten zufrieden sein.

Am 18. blieb die Batterie noch feuerbereit, während
 ich für einen Stellungswechsel nach vorwärts erkunden

mußte. Er kam jedoch nicht mehr zur Ausführung; wir mußten vielmehr schleunigst abbauen und wieder verladen. Zwischendurch fand sich aber doch noch Zeit zu einem flüchtigen Besuch in Kowno und den beschossenen Stellungen. Auch die Batterie, die uns bei Poschery besunkt hatte, suchten wir auf. Sie hat später auf unserer Seite gute Verwendung gefunden.

Unsere Züge kamen, und bald rollten wir wieder davon. Über Eydkuhnen—Łyck ging es zum zweitenmal Richtung Ossowiez. Das sollte nun endgültig an die Reihe kommen. Aber wir gelangten nur bis Grajewo. Ossowiez war in der vorhergehenden Nacht geräumt worden. Gar zu gern wären wir hingefahren, um uns unsere Wirkung vom Frühjahr anzusehen, aber die Zeit reichte nicht. Die unerbittliche Linienkommandantur schob die Züge wieder ab, diesmal nach Dirschau, wo wir wieder einmal das Weitere abzuwarten hatten.

Semendria.

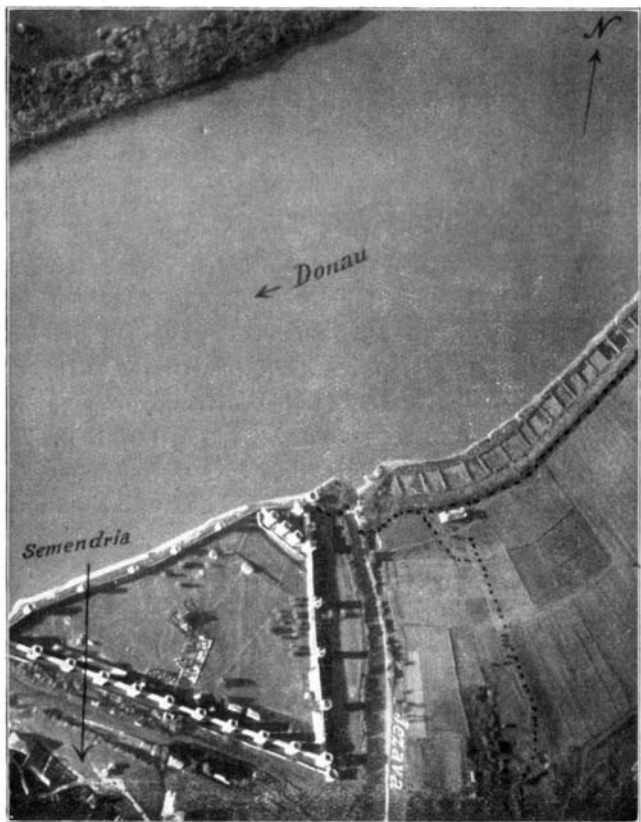
Etwa 14 Tage hatten wir die Reize von Dirschau genossen, als sich unser jetziger Tyrann, die Linienkommandantur Danzig, meldete. Natürlich sollte wieder im Handumdrehen abgefahren werden. Wir waren mittlerweile in dieser Beziehung etwas dickfelliger geworden. Erst mußte ich einmal am neuen Verwendungsort sein, dann vergingen immer noch ein paar Tage, bis ich die Batterie brauchen konnte; also so hitzig war das Einladen wirklich nicht. Aber nur mit großer Mühe gelang es mir, sechs Stunden Zeit zu bekommen. Nachts um zwölf ging es los, wir landeten — in Halle und warteten dort weiter. Dazu hätten wir wirklich nicht zu mitternächtiger Stunde Dirschau rebellisch zu machen brauchen.

In dieser Gegend des Reiches waren wir bisher noch nicht abgestellt gewesen und konnten uns kein richtiges Bild machen, was es zu bedeuten habe; jedenfalls auf die Westfront ließ es nicht schließen. Sehr bald aber sollten die Zweifel behoben werden, für viele sogar zu bald, denn in Halle gefiel es uns ganz ausgezeichnet. In Temesvar sollte ich mich diesmal melden und die Batterie, wie immer, folgen. Das konnte also nur Serbien sein. Die Freude war groß. Nun lernte man doch einmal ganz andere Gegenden kennen.

In Wien hatte ich nur gerade Zeit, von einem Bahnhof zum anderen zu fahren, aber in Budapest mußte ich einen Nachmittag bleiben, da der nächste Zug erst am Abend weiter fuhr. Ich war nicht gerade böse darüber, und sah mir die Stadt an. Geradezu reizend war damals die Liebenswürdigkeit der Ungarn gegen alles, was deutsche Uniform trug. Man brauchte nur auf der Straße den Eindruck zu machen, als ob man nicht Bescheid wüßte, oder gar eine Frage zu tun, sofort erboten sich so und so viele zur Auskunft und Führung. Auch mich belegte sehr bald ein Herr mit Beschlag und ruhte nicht eher, als bis ich alles gesehen hatte, was sich in der kurzen Zeit erledigen ließ.

Die Nacht verging auf der Fahrt nach Temesvar, wo ich am nächsten Morgen das Oberkommando meiner Armee fand. Ich erfuhr nicht viel mehr, als daß ich mich schleunigst in Werschetz melden sollte, und fuhr also zurück nach dem Bahnhof. Viel habe ich auf diese Weise von Temesvar nicht zu sehen bekommen, ich hatte nur den Eindruck einer merkwürdigen Mischung von Großstadt und Dorf. Der nächste Personenzug nach Werschetz fuhr erst am nächsten Morgen und hatte planmäßig etwa zwei Stunden Fahrzeit. So lange wollte ich aber auf keinen Fall warten, hatte ich doch schon in Budapest einen halben Tag verloren. Ich schloß mich also dem nächsten abgehenden Transportzug an und wurde von einer sächsischen Kolonne freundlich mitgenommen. Es war Nachmittag als wir abfuhren, aber schnell ging die Reise nicht gerade. Der Abend verging und die Nacht; wir

waren immer noch weit von Werschetz. Dazu war es niederträchtig kalt. Am nächsten Morgen überholte uns stolz der Personenzug, und es wurde Mittag, bis wir



Die Festung Semendria. (Fliegerbild.)

endlich Werscheß erreichten; ich dazu noch mit einem tüchtigen Schnupfen. Das hätte ich erheblich einfacher haben können.

Am nächsten Morgen brachte mich der Kommandeur der Eisenbahntruppen in seinem Kraftwagen nach unserem Bestimmungsort Kevevara. Unterwegs hatte ich Zeit, mir Land und Leute etwas anzusehen. In weiter Ebene wenige aber große und wohlhabende Dörfer. Wiesen mit zahlreichen Herden wechselten hauptsächlich mit endlosen einförmigen Kukurusfeldern. Am eigentümlichsten berührte das gänzliche Fehlen von Wald, sogar einzelne Bäume bildeten eine Seltenheit. Die Straßen waren belebt von leichten Wägelchen mit meist kleinen, aber gut gebauten und gängigen Pferden. Mit fabelhafter Geschwindigkeit flihten sie durch den dicken Sand und wirbelten dichte Wolken schwarzbraunen Staubes auf. Wir sahen bald aus wie Mulatten. Die Insassen trugen die Trachten der drei Volksstämme, die Südungarn bewohnen, Magyaren, Serben und Rumänen, und belebten mit ihren bunten Farben die einförmige Landschaft. Am seltsamsten berührten die dichten Schafpelze und Pelzmützen bei glühendem Sonnenbrand.

In Kevevara traf fast gleichzeitig mit uns bereits der erste Zug der Batterie ein. Ich hatte diesmal also keinen großen Vorsprung erreicht, war aber sehr froh, damit der Sorge um ein Quartier enthoben zu sein. Wir blieben zunächst auf dem Bahnhof in Kevevara und freundeten uns bald mit dem Bahnhofskommandanten, einem ungarischen Oberleutnant d. R. an.

In Kevevara fand ich auch das III. Korps, dem wir unterstanden, und damit manchen Bekannten von der Gruppe Lochow von Arras her. Als Hauptrichtung wurde mir auf der Karte ein Dreieck im Winkel zwischen Jezava und Donau bezeichnet, die Festung von Semendria. Ich konnte mir zunächst nicht viel unter dieser „Festung“ vorstellen, aber einstweilen genügte ja die Richtung, um die Stellung festzulegen. Was man so als Artillerist Stellung nennt, gab es da aber überhaupt nicht. Alles flach wie eine Tenne, ein einziges großes Kukurusfeld und gegenüber immer die serbischen Berge jenseits der Donau, die in alles hineinsahen. Es blieb schließlich nichts anderes übrig, als am Dorfrand hinter ein Gehöft zu gehen. Von dem würde ja im Verlauf des Schießens nicht viel übrig bleiben, aber was half es, man konnte sich doch schließlich nicht ganz öffentlich aufbauen. Das Nächste war ein Ritt nach dem Donauufer, um die Festung Semendria anzusehen. Der einzige Weg führte durch das weitläufige Kevevara mit seinen breiten sandigen Straßen und zum Teil ganz stattlichen Häusern. Am Ende des Ortes, wo ein Steilhang sich zur Flußniederung senkte, lag auch eine alte „Festung“. Ein viereckiger, hoher Erdwall, der jetzt als Beobachtungsposten gute Dienste leistete. Früher mag er wohl zur Abwehr von Flußpiraten gedient haben. Von da war es noch etwa 1 Kilometer bis zur Donau. Das ganz flache Ufer begleitete ein schmaler Waldstreifen, durch den sich die österreichisch-ungarischen Wachen alle paar hundert Meter Wege geschlagen hatten. Die hohen Bäume

schützten das ganze Ufer vor unmittelbarem Einblick von der serbischen Seite, man konnte sich also ganz ungestört bewegen. Im Ufergebüsch verlief der Patrouillenweg. Einige Hochstände in den Bäumen gaben prächtigen Überblick. Unten wälzte die Donau in etwa 1 Kilometer Breite ihre schmutziggelben Fluten vorbei. Unmittelbar gegenüber war das Ufer flach, mit Büschen und Waldstückchen bestanden, und dahinter dehnte sich die weite Ebene der Morawa. Rechts tauchte die dichtbewaldete Semendrianer Insel auf und über ihr Bergland, bis zu 120 Meter über den Strom ansteigend. Am Abhang lag die Stadt Semendria und unten die „Festung“.

Ein Wald von zinnenbewehrten Türmen, so bot sie sich dem überraschten Auge dar. Über dreißig an der Zahl, viereckige und runde, wuchsen sie aus mächtigen uralten Mauern empor und blickten trotzig weithin über die Donau. Ein reizendes Bild voll mittelalterlicher Romantik. Darauf sollte man also schießen! Es tat mir aufrichtig leid.

Man war versucht, den militärischen Wert dieser Mauerfestung neuzeitlicher Artillerie gegenüber als beinahe Null anzusehen, und doch sollte sich später die Widerstandskraft dieses durch die Jahrhunderte verhärteten Gesteins als erstaunlich hoch erweisen. Eine Erkundungsfahrt auf die Semendrianer Insel zeigte die Festung aus größter Nähe. Ungarische Pioniere setzten auf Pontons über, und auf Pfahlrosten mußte die fast ganz versumpfte Insel überschritten werden. Der Serbe ließ alles ruhig geschehen. Ganz selten nur schickte er

ein paar Schrapnells oder Flintenschüsse herüber, wenn sich gar zu ungezwungenes Leben zeigte. Nur etwa 800 Meter lag hier die Festung entfernt, aber auch eben nur die Festung. Hier war der gegebene Platz für eine Hilfsbeobachtung. Ich selbst mußte das Ufer in größerer Breite und vor allem die Berge übersehen können und ließ mir daher einen Beobachtungsstand, im Weidengebüsch des ungarischen Ufers einrichten.

Die nächsten Tage vergingen mit den üblichen Arbeiten für die künftige Feuertätigkeit. Wir brauchten uns nicht zu übereilen, denn bis zu dem Tage, an dem der Über-



Die Festung Semendria.

gang stattfinden sollte, war noch reichlich Zeit. Bis die Geschütze standen, konnten wir auch unsere Züge behalten, dann aber mußten sie zurück. Der Bahnhof Kevevara war für Massenbesuch wie in diesen Tagen nicht eingerichtet und konnte uns nicht auf die Dauer beherbergen. Unserem ungarischen Freund, dem Bahnhofskommandanten, standen so schon oft genug die Haare zu Berge. Nur für die vier bekannten Hauptwagen war es gelungen, Platz auf einem Ausziehgleise hinter der

Batterie zu schaffen. Mitten im Kukurusfeld wohnten wir dort. Mannschaften und Pferde mußten dagegen im Dorf einquartiert werden.

Wunderbar war es, daß der Serbe uns ganz in Ruhe ließ. Kevevara, vollgepfropft mit Truppen, lag in bequemer Reichweite von Feldgeschützen. Auf allen Straßen und Wegen wimmelte es, auf dem Bahnhof war reger Zugverkehr. Täglich wurde alles dreister, weil es ungestraft blieb. Die Offiziere hatten fortgesetzt zu tun, um vor allzu großer Sorglosigkeit zu warnen. Der Serbe, der uns von seinen Bergen drüben bis in den Magen sehen konnte, mußte ja aufmerksam werden. Aber er blieb bis zuletzt untätig; nur nach unserem Nachbardorf Kevepallos kamen ein paar Granaten, noch dazu ins Serbenviertel. Gefangene Offiziere haben später ausgesagt, daß sie natürlich alles gesehen, aber es gerade deshalb für Bluff gehalten hätten. Sie hätten sich nicht denken können, daß kriegsgewohnte Truppen, wie die Deutschen, sich so unvorsichtig benehmen könnten. So hat also auch manchmal das Fehlerhafte seine guten Seiten.

Der Tag des Übergangs kam heran, und am Nachmittag vorher begann die Bearbeitung des serbischen Ufers. Wir beschossen die Festung. Schuß auf Schuß ging hinaus, aber der beabsichtigte Erfolg wollte sich nicht sobald einstellen. Das alte Gemäuer war unglaublich zähe. Wenn man auch nach manchem Einschlag Schutt und Steine in Mengen herunterprasseln sah, die Türme und die Mauern blieben stehen. Ein Turm bekam

deutlich zwei Treffer und wurde doch nur etwas schief gestellt. Die „Festung“ fing an, uns zu imponieren. Wenn ein Schuß nicht unmittelbar an die Fundamente ging, war wenig Wirkung. Schließlich gelang es aber doch, an der Wasserseite eine richtige Bresche in die Mauer zu bekommen. Einen Schuß setzten wir auch mitten in



Dampf-Fähre auf der Donau. Links im Busch Beobachtungsstelle.

den runden Spitzenturm hinein, der Maschinengewehre bergen sollte. Zu allen Fugen drang Feuer und Rauch heraus. Der Turm blieb trotzdem stehen, aber Lebendiges konnte nicht mehr in ihm sein. Die Kurzschüsse gingen natürlich alle in die Donau und warfen mächtige Wassersäulen in die Höhe. Ein reizendes Schauspiel; manchem armen Donaufisch mag es aber das Leben gekostet haben.

Am Abend wurde das Feuer eingestellt. In der

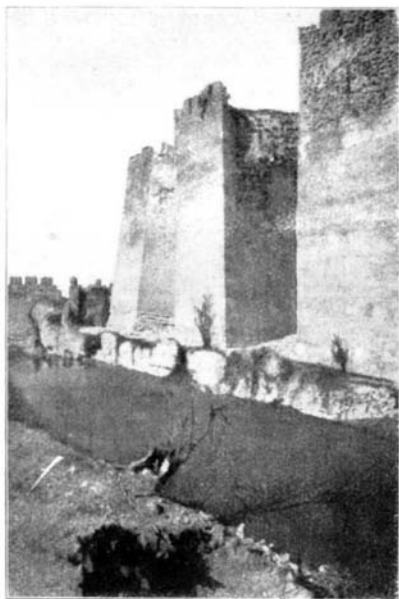
Nacht, kurz vor dem Übergang, sollte noch einmal geschossen werden. Ich blieb also gleich auf der Beobachtungsstelle. Bald nach Mitternacht schon fing es an, im Ufergebüsch lebendig zu werden. Die zum Übergang bestimmte Infanterie sammelte sich. Gesprochen und geraucht durfte nicht werden, nur das Klappern der Ausrüstung und das Knacken der Zweige mischte sich in das leise Murren der Donauwellen.

Zur festgesetzten Zeit, etwa eine Stunde vor Tagesanbruch, fing die gesamte Artillerie wieder an zu donnern. Die Kanoniere hinten arbeiteten fieberhaft, und wir sandten noch einmal, was die Geschütze hergeben wollten, nach Semendria hinüber. Groll leuchteten die Blitze der Einschläge auf und beleuchteten sekundenlang die Festung. Auf einen Schlag dann wieder tiefes Schweigen.

Gespannt glitten die Augen über das Wasser. Von Semendria her sandte ein Scheinwerfer ruhiges Licht auf die serbische Hälfte der Donau und das Ufer. Diesseits blieb alles dunkel. Gut, daß er nicht absuchte. Und dann kam Leben auf die Wasserfläche. Hinter der Semendrianer Insel hervor kam Boot auf Boot. Nur die Umrisse und die rudernden und steuernden Pioniere waren zu erkennen. Die übrige Menschenlast konnte man hinter den hohen Bordwänden nur ahnen. Schattenhaft, lautlos glitten die Fahrzeuge stromab, am Rande des Scheinwerferlichts hin, um sich weiter unten weniger erleuchtete Stellen zum Landen zu suchen.

Die Spannung wuchs aufs höchste. Werden sie hin-

über kommen? Einige Gewehrschüsse unterbrachen plötzlich die unheimliche Stille. Aber es blieben wenige. Endlos schienen die Minuten. Dann auf einmal lebhafteres Feuer. Aber viel war es auch nicht. Höchstens eine Feldwache, die sich zur Wehr gesetzt hatte. Bald wurde es wieder still, und als eine Viertelstunde vergangen war und eine halbe, da war kein Zweifel mehr. Es mußte gelungen sein, sie waren drüben. Bald kamen dann auch die ersten Boote zurück und holten neue Last. Immer belebter wurde die weite Wasserfläche, über die sich allmählich das erste Frühlicht gebreitet hatte.



Festung Semendria. Mauer-Türme.

Von rechts her bekamen jetzt einzelne Boote Feuer. Deutlich sah man die kleinen Spritzer, die die einschlagenden Infanteriegeschosse aufwarfen. Aus den Bergen kamen auch ein paar Schrapnells, aber alles anscheinend ohne Wirkung.

Nun dauerte es auch nicht mehr lange, bis mit größeren Mitteln übergesetzt wurde. Hinter der Semendrianer Insel kam ein Dampfer hervor mit drei großen Lastkähnen im Schleppe. Mindestens ein Bataillon, oder eine Batterie mochte so auf einmal hinüberkommen.

Im Laufe des Vormittags wurde noch einmal ein lebhaftes Infanteriegefecht drüben hörbar, nach einer halben Stunde aber schlief es schon wieder ein. Der Rest des Tages blieb im allgemeinen ruhig. Wir blieben feuerbereit, um jeden Augenblick die übergesetzten Truppen unterstützen zu können, wenn es nötig werden sollte.

Am übernächsten Tage war drüben alles soweit fertig, daß der Angriff aus der Morawa-Ebene über die Jezawa gegen Semendria und die Berge beginnen konnte. Noch einmal nahmen wir die Festung unter Feuer, um alles Lebende hinauszuräuchern, während sich die Infanterie allmählich heranschob. Zur festgesetzten Zeit verlegten wir das Feuer weiter rückwärts, auf die Stadt und die Berge, und während wir auch dort dem fortschreitenden Angriff die Wege ebnen halfen, bemächtigte sich unsere Infanterie der Festung. Erst einzeln, dann in ganzen Reihen sah man sie im Scherenfernrohr an der Mauer entlang schleichen und schließlich, auch über unsere Bresche, von der Donauseite her in die Festung gelangen. Nennenswerter Widerstand wurde nicht mehr gefunden. Auf dem Spizenturm flatterte bald die schwarzweißrote Fahne.

Manche ehrenvolle Narbe hatte die alte Mauerfestung

Semendria durch unsere Beschießung davongetragen, aber ihr Gesamteindruck war erfreulicherweise erhalten geblieben. Ihre stolzen Türme werden sich wohl noch Jahrhunderte hindurch in den Donauwellen spiegeln.

Unsere Tätigkeit war beendet, sobald die Infanterielinien soweit vorgeschoben waren, wie unsere Schußweite



Festung Semendria. Spitzenturm nach einem Treffer.

reichte. Mit hinüber zu kommen, war für uns ohne jede Brücke ja ausgeschlossen.

Wir blieben immerhin noch ein paar Tage stehen, bis der Befehl zum Abbau eintraf. In dieser Zeit lernten wir den berüchtigten serbischen Wind, den sogenannten Koschowa, kennen. Wir ließen uns erzählen, daß er oft 8 bis 14 Tage lang weht. Diesmal dauerte es glücklicherweise nur 3 Tage, aber das reichte für unseren Bedarf vollkommen. Drei Tage lang ununterbrochen,

immer in der gleichen Stärke und aus der gleichen Richtung angeblasen zu werden, ist zum Ver zweifeln. Nachfühlen kann das wohl nur der, der es einmal selbst genossen hat.

Wir hatten jetzt auch mehr Zeit, uns unserem ungarischen Freunde zu widmen und hatten ihn oft als Gast in unserem Eisenbahnkasino. Er ließ es sich auch nicht nehmen, uns einmal ungarische Nationalspeisen vorzusetzen. Als erster Gang kamen mächtige Schüsseln mit Paprikahäbunderln. Wie viele es gewesen sind, weiß ich nicht mehr, dagegen bestand der zweite Gang noch aus nicht weniger als vier Enten auf sechs Personen. Die Zubereitung war ausgezeichnet, und so blieb von all den vielen Vögeln nicht viel übrig. Daß die reichliche Paprikawürze den Durst mächtig anregte, wurde nicht als Nachteil empfunden.

Auch ein Pferdegeschäft machten wir noch. Ich habe schon erwähnt, daß die dortigen Landpferde durchweg ganz kleinen, leichten Schlages sind. Desto mehr Bewunderung erregten unsere schweren Kaltblüter. Eines Tages kam mein Futtermeister mit einem Mann aus Kevevara angezogen, der mit uns einen Tauschhandel schließen wollte. Er brachte eine für dortige Verhältnisse kräftige, bildschöne Stute mit. Nach unserem Begriff ein gutes Reitpferd für leichtes bis mittleres Gewicht. Dafür wollte er von uns eine schwere Stute haben. Wir hatten nun eine, die uns von jeher viel Ärger gemacht hatte und häufig lahm ging. Im Gebäude war sie aber einwandfrei und zur Zucht, wozu sie

der Ungar gebrauchen wollte, sehr geeignet. Der Handel wurde also abgeschlossen.

Wir nannten unser neues Pferd Semendria und hatten viel Freude an ihm. Es wurde mit der Zeit ein ausgezeichnetes Reitpferd. Ein halbes Jahr später, vor Verdun, schenkte uns Semendria auch noch ein Fohlen,



Maisfeld bei Revevára.

das heißt leider nicht uns, sondern dem nächsten Pferde-
depot.

Schließlich hieß es doch Abschied nehmen von dem gastlichen Ungarn. Mit dem Bestimmungsort Cöln traten wir die Rückreise an. Fünf Tage lang sollten wir diesmal unterwegs bleiben, aber es hätte auch ruhig noch länger dauern können. Es war äußerst gemütlich in unserem Zuge. Morgens schlief man, so lange es einem paßte, und ging dann hinüber ins Kasino, wo der

sauber gedeckte Kaffeetisch schon wartete. Tagsüber wurde gelesen, geschrieben oder Schach gespielt; oder man ließ die wechselnde Landschaft an sich vorüberziehen. Ohne die unangenehme Hast des D-Zuges, hübsch langsam und nervenberuhigend ging die Reise vor sich.

Einer von uns hatte sogar Zeit auszurechnen, daß wir bis Cöln mit unserem Zuge im ganzen 12 000 Kilometer zurückgelegt haben würden, etwa so viel wie die Entfernung Berlin—Peking beträgt. Ich habe es nicht nachgerechnet, aber es wird wohl so ungefähr stimmen.

Nur einmal in Dresden wurde unser Idyll jäh unterbrochen. Nichts ahnend liefen wir auf einem Vorortbahnhof ein und wollten uns eben erkundigen, ob Aussteigen lohnte, da kam auch schon der Bahnhofskommandant, sichtlich empört, daß wir noch nicht draußen waren. Wir wußten doch, daß wir hier entlaust würden und es sei keinerlei Zeit zu verlieren. — Wir wußten gar nichts. Die Station, die uns vorbereiten sollte, hatte das anscheinend verschlafen.

Und nun verlangte man in allem Ernst, daß wir aus unserem Zuge sollten, aber mit allem und jeglichem Gepäck. Die Wagen sollten wir abgeben und dafür nachher neue empfangen. Das war in wenigen Stunden ja ganz ausgeschlossen. Wenn man bedachte, was sich in den fünf Vierteljahren in den Wagen alles angesammelt hatte, war das ein ganz aussichtsloses Unternehmen. Der Linienkommandant war selbst gekommen, und ich verlegte mich aufs Parlamentieren. Mit den beweglichsten Worten suchte ich ihm klarzumachen, daß

wir nicht in derselben Lage seien, wie ein Truppenteil, der eine einmalige Fahrt macht. Es half alles nichts. Schließlich zeigte ich ihm unsere Wagen mit ihrer ganzen Einrichtung, die sich gar nicht so schnell umladen ließ, und behauptete, ich würde den Staat haftbar machen für unser Eigentum, das uns dabei verloren gehen würde.



Ungarischer Besuch in unserem Eisenbahnkasino.

Und schließlich schwor ich heilige Eide, daß wenigstens aus den vier Hauptwagen kein Mensch jemals da unten ein Quartier bezogen habe, sich also auch keine Läuse geholt haben könne.

Welcher Grund schließlich durchschlug, weiß ich nicht, aber die Entscheidung ging dahin, daß wir die bewußten vier Wagen behalten konnten, alle übrigen aber abgegeben werden mußten. Es half also nichts, die Leute mußten hinaus, alle die in Kevevara einquartiert ge-

wesen waren. Was dabei alles zum Vorschein kam, will ich lieber nicht schildern. Entlaust wurden wir aber alle. An sich war das weiter nicht unangenehm. Man gab seine sämtlichen Sachen ab. Die wanderten in die Heißluftkammer und man selbst in ein Bad. Auf der anderen „reinen“ Seite bekam man zunächst frische Wäsche und ging dann, nur mit dieser bekleidet, zum Mittagessen. Der Speiseraum war der leichten Bekleidung entsprechend geheizt.

Wir waren die ersten, die vom serbischen Kriegsschauplatz zurückkamen und weihten die Entlausungsanstalt also ein. Der Chefarzt ließ es sich daher auch nicht nehmen, mit uns zu essen, und diese Liebenswürdigkeit war doppelt anzuerkennen, da er vollkommen bekleidet war und infolgedessen fürchterlich schwitzte.

Dann bekamen wir unsere Sachen wieder, aber in welchem Zustand. Scheckig und versengt, mit einem Wort unbrauchbar. So rund 200 Mark hat jeden von uns die Geschichte gekostet.

Dann ging es glatt durch bis Cöln und als wir dort ankamen, — hatten wir in zwei Wagen Käuse. Ich will aber die Entlausungsanstalt nicht schlecht machen. Es lag daran, daß die Leute ihre ganze Habe nicht hatten mitnehmen können. Sie hatten deshalb einen Teil heimlich auf die Geschüßwagen gelegt, die wir ja wiederbekommen mußten, und sie sich von da später wieder geholt. Dadurch waren die Tierchen ihrem Schicksal entronnen. Sie wurden in Cöln vernichtet.

Verdun.

Bis in die ersten Tage des neuen Jahres blieben wir in Cöln, dann wurden wir benachrichtigt, daß der Abmarsch bevorstände. Wir waren sehr erstaunt, denn so zartfühlend war man bisher noch nie mit uns verfahren. Am 10. fuhren wir ab. Strengste Maßregeln für Geheimhaltung waren angeordnet; nur ich wußte den Bestimmungsort. Bis auf weiteres durfte in keinem Brief in die Heimat erwähnt werden, wo sich der Einzelne befände. Alle Brieffschaften mußten daraufhin genau durchgesehen werden. Die Batterie kam zunächst nach Athus an der belgischen Grenze nach Longwy zu, und ich hatte mich vor Verdun zu melden.

Schon in Longuyon, wo ich mich zunächst einquartierte, traf ich verschiedene Führer anderer schwerster Batterien, und bald waren wir ziemlich vollzählig versammelt. Daß es dieses Mal einen Angriff größten Stils geben würde, war klar und ebenso, daß uns dabei die schwierige Aufgabe bevorstand, die uns bisher dieser Krieg gestellt hatte.

Bis dahin war aber noch reichlich Zeit. Wir waren einstweilen hergeholt worden, um selbst unsere Unterkunft vorzubereiten. Wenn kurz vor dem Angriff sich die Masse der Infanterie sammelte, mußten die Dörfer für diese wieder verfügbar sein. Meine Batterie war

bestimmt, von Nordosten her eingesetzt zu werden; sie wurde also nach Spincourt herangezogen und ging zunächst nach Vaudoncourt ins Quartier.

Ein Genuß war das nicht. Die Leute lagen vorwiegend in Scheunen und auf Dachböden, auf denen mancher Ziegel fehlte. Für 5 Offiziere fand sich ein Raum mit einem Bettgestell. Eigentlich war auch das noch zu viel, denn ein Bett war nur für Stabsoffiziere zuständig. Eine uralte Bäuerin, die einzige, die von der Familie des Besitzers zurückgeblieben war, hauste im Nebenzimmer. Sie wurde natürlich gänzlich von uns unterhalten.

Wir hatten alle das größte Interesse daran, möglichst bald aus diesem unwirtlichen Ort herauszukommen. Mit Feuereifer ging es daher an den Barackenbau. Einen Wald südlich Loison hatte ich dafür ausgesucht, und aus Brettern und Dachpappe entstand dort in wenigen Tagen ein wenigstens sauberes und leidlich regensicheres Unterkommen.

Sobald wir übergesiedelt waren, begann der Ausbau der Stellung, die eine halbe Stunde Weges von unserem Lager, im Bois d'Hingry, vorgesehen war. Etwa ein Jahr früher hatte schon einmal ein Geschütz aus dieser Gegend einen Panzerturm des Forts Douaumont beschossen. Einige Anlagen von damals konnten wir daher noch benutzen.

Der umfangreiche Wald lag in der Ebene und konnte von den Höhenstellungen der Franzosen aus in seiner ganzen Ausdehnung überblickt werden. Für den Anmarsch, die Anlagen der Batterie und die Geschütze selbst

boten die dichten und hohen Bäume zwar volle Deckung gegen Sicht, sobald wir aber anfangen zu schießen, mußte der Mündungsrauch hoch aus dem Wald herausgeschlagen und uns sofort verraten. Unsere Vorgänger in der Stellung waren denn auch sehr bald ordentlich zugedeckt worden, hatten beim Schießen Verluste gehabt und schließlich mit dem Abbau eine Reihe von Tagen warten müssen, bis sich die Franzosen beruhigt hatten.

Für uns lagen die Verhältnisse insofern günstiger, als wir nicht einzeln auftraten, und der Verteidiger bei der Masse der Angriffsartillerie sein Feuer zersplittern mußte. Um dies noch mehr zu erreichen, legten wir in einiger Entfernung eine Scheinbatterie an, die gleichzeitig mit uns, aus weiten Blechröhren etwa gleichstarke Rauchsäulen in die Luft senden sollte. Immerhin war Grund genug vorhanden, alle Schutzbauten kräftig und sorgfältig auszuführen. Wir hatten noch rund vier Wochen vor uns und brauchten somit Zeit und Arbeit nicht zu scheuen.

Sehr erschwert wurde alles durch die Bodenverhältnisse. Der lothringische Lehm ist im Winter, der dort wenig Frost und vorwiegend Nässe bringt, das Unangenehmste, was man sich vorstellen kann. Fast undurchlässig für Wasser, ist er von dünner gelber Brühe, bis zur zähen Schmiere, die Stiefel und Hufeisen verschluckt, in jeder Schattierung vertreten. Alles fließt, glitscht und versinkt auf die Dauer. Was man anfahrt, ist flebrig. Wie schön war es dagegen im russischen Sand.

Als sich die Arbeiten dem Ende näherten, hoffte ich,

der Batterie vor der Feuereröffnung noch ein paar Tage Ruhe geben zu können, aber daraus wurde nichts. Wir mußten noch eine zweite Stellung vorbereiten. Die erste richtete sich hauptsächlich gegen die Forts Douaumont und Vaux. Bei fortschreitendem Angriff sollten wir aber gleich auch gegen die hinteren Fortlinien wirken können und uns dazu soweit vorn, als es die augenblicklichen Stellungen eben zuließen, einrichten.

Im Wald von Spincourt, hinter der Zwillingshöhe 307=310, begann die Arbeit also noch einmal von vorn und war noch viel mühseliger als die erste. Das Wasser stand hier in jeder Vertiefung bis zum Rand. Dabei tiefe Gräben ziehen und Unterstände bauen war keine Kleinigkeit. Die Hälfte der Zeit verging mit immer wiederholtem Auspumpen. Mehrstündiger Marsch auf lehmigen Waldwegen bis zur Arbeitsstätte erleichterte den Bau auch nicht gerade.

Inzwischen waren auch die Beobachtungsstellen aus- gesucht und eingerichtet. Den Franzosen gegenüber waren wir stark im Nachteil. Wir standen in der Ebene und griffen gegen die Höhen an. Mehr zu erblicken, als die diesseitigen Hänge bis zum Höhenrand, war also ausgeschlossen. Immerhin waren die Forts Douaumont und Vaux gut zu sehen; schlechter schon die etwas im Walde liegenden kleineren Werke dazwischen, Bezonvaux und Harcourt. Die beste Sicht gab die einzige nennenswerte Höhe, die in unserem Besitz war, 307=310, aber unmittelbar vor den feindlichen Linien gelegen, war sie als Hauptbeobachtung nicht zu gebrauchen. Jede

kleinste Bewegung auf ihr wurde sofort mit Granaten beantwortet, und auf einigermaßen dauerhafte Fernsprechverbindung war nicht zu rechnen. Eine Hilfs-



Fort Donaumont. Fliegerbild.

beobachtung mußte dagegen unbedingt dahin, und nicht ohne Mühe wurde ein geeigneter Fleck für sie ausgesucht, denn die Höhe wimmelte natürlich von Beobachtungsstellen. Die Hauptbeobachtung kam wieder einmal auf einen Baum im Wald von Spincourt.

Unmittelbar vor dem festgesetzten Angriffstag wurden die Geschütze herangezogen und aufgestellt, und reichlich Munition in die Batterie gebracht. Am Morgen des 12. Februar war alles fertig. Bei Tagesanbruch meldete ich die Batterie feuerbereit, leider aber auch gleichzeitig, daß nichts zu sehen sei. Trüb und grau war der Wintertag heraufgekommen und hüllte alles in feine Dunst- und Regenschleier. Kaum 500 Schritt weit war zu sehen, an Schießen gar nicht zu denken. Stunde um Stunde verging, ohne daß auch nur eine Spur von Besserung eingetreten wäre. Trübsinnig saß man auf seinem Baum und wurde naß und fror und ärgerte sich über das Pech. Hin und wieder wurde von oben angefragt, wie die Sicht jetzt sei; man mußte immer dieselbe trostlose Antwort geben. Schließlich am Nachmittag wurde die Feuereröffnung um 24 Stunden verschoben. Am Morgen bei Tagesanbruch sollte wieder Feuerbereitschaft gemeldet werden. Am nächsten Tag dasselbe Bild und an den folgenden wieder. Täglich bei tiefster Finsternis ritt man auf unergründlichen Waldwegen nach der Beobachtungsstelle, nur um immer wieder dasselbe melden zu können. Manchmal nach einigen Stunden, manchmal auch erst am späten Nachmittag wurde dann wieder um 24 Stunden verschoben. Zu-

weilen blieb man dann gleich die Nacht draußen und schlief im Fernsprechunterstand, nur um den Pferden die halbsbrecherische Reise zu ersparen. So ging es neun Tage lang. Der Zustand der Wege und Straßen hatte in dieser Zeit einen kaum noch zu überbietenden Grad von Trostlosigkeit erreicht und spottete aller Ausbesserungen. Bis an den Bauch versanken die Pferde manchmal in Löcher, die man unter der glatten Schlammdecke nicht ahnen konnte. Etwas anderes als Schritt reiten war ausgeschlossen. Der Höhepunkt schien erreicht, als mir eines Tages auf der glatten Chaussee ein Brett freundlich entgegengeschwommen kam. Man mußte lachen bei allem Elend.

Das Schlimmste bei alledem war die immer wachsende Wahrscheinlichkeit, daß die Franzosen unsere Vorbereitungen bemerken könnten, die ihnen bis dahin anscheinend verborgen geblieben waren. Unsere letzte Hoffnung war der bevorstehende Mondwechsel, und wenn die Meteorologen auch noch so eingehend beweisen, daß er keinen Einfluß auf das Wetter habe, er half auch dieses Mal.

Als wir früh am 21. die Augen prüfend nach dem Himmel richteten, da blinkten hell die Sterne herunter. Auch etwas kälter war es geworden. Gott sei Dank, heute mußte endlich Schießwetter werden. In gehobener Stimmung wurde dieses Mal die Reise zur Beobachtungsstelle zurückgelegt, und die Hoffnung trog nicht. Als der Tag herankam, tauchte eine Kuppe nach der anderen aus dem Frühnebel auf; bald lagen

die ganzen Höhen und unsere Forts von heller Sonne beschienen vor uns.

Und dann kam der große Augenblick der Feuereröffnung. In weitem Bogen um die Nordostfront von Verdun wurde es lebendig, aus allen Schluchten und Winkeln und Waldstücken blißte es auf, und bald flang das Dröhnen der Geschütze zu einem einzigen, ununterbrochenen Rollen zusammen.

Die ständigen Werke von Verdun lagen noch weit hinter den ersten französischen Linien, gegen die sich der Angriff naturgemäß zuerst richten mußte. Gegen letztere wendete sich daher, hauptsächlich von Norden her, die Masse der Artillerie und auch die anderen schwersten Batterien. Wir dagegen hatten die Aufgabe, aus westlicher Richtung von vornherein die, am nächsten nach dem Angriffsfelde zu gelegenen Werke niederzuhalten und zu verhindern, daß sie etwa mit ihren Panzertürmen eingriffen oder zum Sammelpunkt für Reserven würden. Das Hauptfort der Nordfront, das hochgelegene Douaumont und das benachbarte Zwischenwerk Bezonvaux waren uns als erste Ziele zugewiesen. Wir nahmen sie gleichzeitig vor. Mit einem Geschütz schoß ich selbst nach Douaumont, mit dem anderen der älteste Offizier nach Bezonvaux. In ruhigem Feuer sandten wir Schuß auf Schuß in die Werke.

In diesen zeigte sich kein Leben, im übrigen aber antwortete der Feind, nachdem er sich von der ersten Überraschung erholt hatte, so gut er konnte. Unserem Aufgebot an Artillerie zeigte er sich freilich bei weitem

nicht gewachsen. Die Überraschung war trotz des langen Aufschubes doch noch gelungen.

In Richtung unserer Beobachtungsstelle kamen im Laufe des Vormittags einige Schrapnells, aber reichlich kurz. Am Nachmittag war die Batterie erkannt und bekam Granatfeuer. Der Franzose lag gut, aber wir hatten wieder einmal Glück. Nur die Eisenbahnschienen unmittelbar hinter der Batterie wurden zerstört, waren jedoch bald wieder hergestellt. Abends wurde unsere Hilfsbeobachtungsstelle auf der Höhe 307 von den Franzosen ausgeräuchert. Es war gut, daß wir uns nicht auf sie allein verlassen hatten. Fernrohre, Fernsprechkästen usw. wurden später, noch leidlich brauchbar, wieder ausgegraben. Die Besatzung hatte sich noch gerade mit einem Verwundeten aus dem Staube machen können.

Da die Werke den ganzen Tag über schweigsam geblieben waren und auch der Nahangriff gegen sie zunächst noch nicht bevorstand, schien es wohl unnötig, im Augenblick weitere Munition auf sie zu verwenden, jedenfalls bekam die Batterie an den beiden nächsten Tagen keinen Befehl zum Feuern. Wir hielten unseren Gefechtsstreifen scharf im Auge, bereit, jeden Augenblick wieder einzugreifen, und warteten ungeduldig auf neue Aufträge. Durch den Fernsprecher erfuhren wir das Wichtigste von den glänzenden Erfolgen des von Norden her fortschreitenden Angriffs. Wenn er nah genug an die Fortlinie herangekommen war, mußte auch unsere Stunde wieder schlagen.

Am 24. durften wir nur eine geringe Anzahl Granaten

nach dem Douaumont senden und dieses Mal auch einige in das Zwischenwerk Hardaumont. In hohen Bäumen gelegen, war es nur schwer zu erkennen und das Schießen schwierig. Der 25. brachte erst mittags einen Feuerbefehl. Wieder war der Douaumont das Ziel, aber die vorgeschriebene Munitionsmenge war auch dieses Mal nicht bedeutend. Wir teilten sie sorgfältig ein und schossen langsam bis gegen Abend.

Groß war daher das Erstaunen, als ein paar Stunden später der Fernsprecher die Nachricht brachte, der Douaumont sei unser. Halb ungläubig wurde die Freudenbotschaft zuerst aufgenommen, denn daß für heute von der Führung ein Sturm auf das Werk noch nicht beabsichtigt war, ging aus der ganzen Lage hervor und allein schon aus unserem geringen Munitionsverbrauch. Ein planmäßiges Sturmreißschießen des Forts hatte noch gar nicht stattgefunden. Bald aber war kein Zweifel mehr. Die märkische Infanterie war wieder einmal nach vorn durchgegangen und hatte das noch auf keinen Nahangriff rechnende Werk überrumpelt. Das stärkste und höchstgelegene Fort des ganzen Abschnitts, das den Franzosen bisher fast unbeschränkten Überblick gewährt hatte, war ihnen entrissen. Im ersten Augenblick hatte jeder das Gefühl, daß damit das Schicksal von Verdun besiegelt sei, ein Ereignis, das unbedingt gefeiert werden mußte.

Ein Bataillonsstab, der dicht bei meiner Beobachtungsstelle hauste, verfügte noch über einige Flaschen Sekt, und so hatten wir denn auch das angemessene

Getränk. Daß es in Kaffeetassen geboten wurde, störte nur wenig.

Seinen Bezwingern hat das Fort Douaumont noch guten Schutz geboten. Wie seinerzeit bei Manonviller waren die vollbetonierten Räume so gut wie unversehrt. Der unvollständigen Bekämpfung entsprechend, waren aber auch noch Panzertürme, besonders kleine Beobachtungstürme, brauchbar. Am Morgen nach der Einnahme setzten bereits die Wiedereroberungsversuche und das schwere französische Artilleriefeuer ein, und seitdem ist der Douaumont aus der „dicken Luft“ nie wieder herausgekommen.

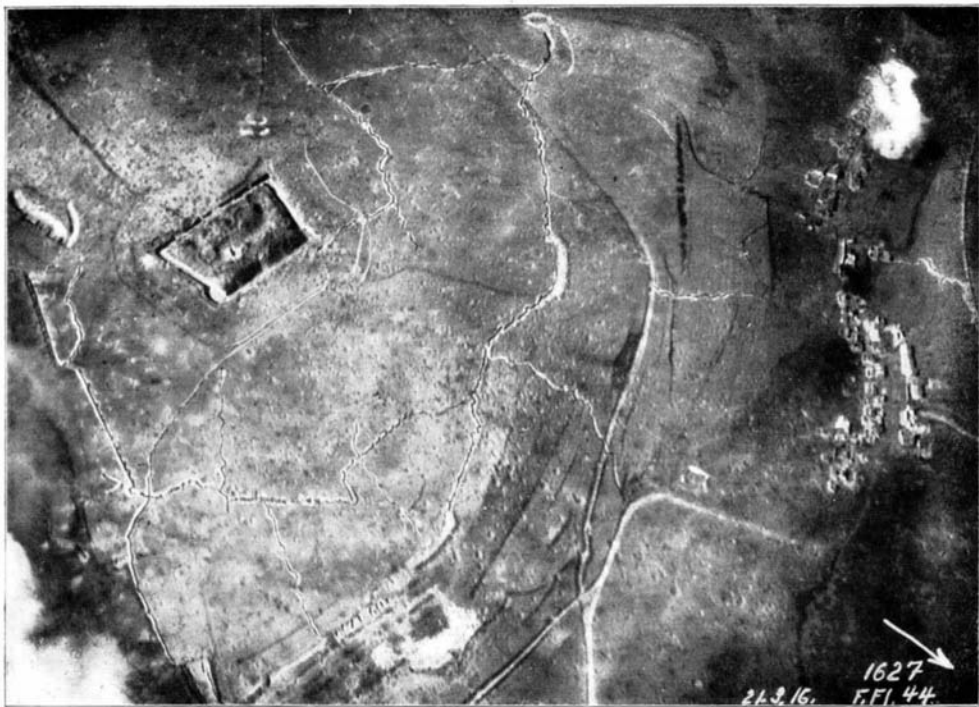
Das Ziel des nächsten Tages trug den bisherigen Fortschritten Rechnung. Wir wurden gegen das Fort Vaux angesetzt, das zweitgrößte im Angriffsraum. Rund hundert Schuß durften wir ihm geben und schlossen daraus, daß auch seine Schicksalsstunde bald geschlagen haben würde. Es wurde dann auch an diesem Tage der ganze Rücken von Bezonvaux und Harداumont genommen, aber bis Vaux gelangten die Sturmtruppen noch nicht. Wie lange das dauern sollte und welche unendlichen Mengen von Blut und Eisen dieses Vaux noch kosten würde, ahnte damals niemand von uns.

Am 27. gab es keine Ziele für die Batterie. Dagegen hatten wir am 28. ein Panzerwerk bei dem Dorfe Douaumont für die Wegnahme vorzubereiten. Das Schießen war schwierig, da das kleine Ziel von keiner Stelle aus richtig zu sehen war. Am Abend wurde es genommen.

Die Nacht brachte uns Befehl zum Stellungswechsel

und damit schwere Arbeit für die nächsten Tage. Die Nässe und der entsetzliche Boden erschwerte alles aufs äußerste. Die Leute hatten tagelang keinen trockenen Faden am Leibe und waren nur noch wandelnde Lehmflöße, aber jeder in der nun schon seit über anderthalb Jahren fest zusammengewachsenen Batterie gab sein Bestes her. Schon zwei Tage später waren wir in der neuen Stellung wieder feuerbereit.

Unser selbstgebautes Lager im Walde bei Loison hatten wir schweren Herzens verlassen müssen, die Wege zur neuen Stellung wären zu weit und beschwerlich gewesen. Kundschafter, die ich ausgesandt hatte, um nach einem anderen Unterkommen zu suchen, hatten jedoch ziemliches Glück. Etwa zwei Kilometer hinter der neuen Stellung fand sich ein verlassenes Lager, das bisher wohl einer Bereitschaftskompagnie der Infanterie gedient haben mochte und der Größe nach gerade für uns paßte. In der Mitte zwischen Straße und Eisenbahn lag es versteckt in dichtem Hochwald. Zu erreichen war es nur auf Knüppeldämmen, denn ringsherum schwamm zu dieser Jahreszeit alles. Das hatte aber auch seinen Vorteil, es bewahrte uns vor lästiger Nachbarschaft. Die Hütten waren niedrig, nur in der Mitte konnte man aufrecht stehen, aber sie waren trocken von unten und leidlich trocken von oben, und das war die Hauptsache. Mit uns unter dem neuen Dach wohnten unzählige Ratten, denen nichts heilig war und die Dinge fraßen, die man früher nie für eßbar gehalten hätte. Alles in allem konnten wir aber unserem Schöpfer danken.



Fort Baux.

Fliegerbild.

Dorf Baux.

Am 2. März konnten wir wieder mittun, und bekamen diesmal das Dorf Douaumont, nach dem das Fort seinen Namen hatte, als Ziel. Die gegebene Beobachtungsstelle war nun die bekannte Zwillingshöhe. Sie bot in diesen Tagen einen prächtigen Überblick über ein bewegtes Treiben. Alle Wege, bis zu unseren Stellungen auf den Höhenrändern hin, waren dicht bevölkert von Reitern und Fuhrwerken aller Art. Der Franzose hatte damals anscheinend noch nicht die Mittel, um auf anderes zu wirken, als auf unsere vordersten Linien und die Artillerie. Dies Bild des Friedens sollte sich aber bald erheblich ändern. Schon einige Tage später konnte sich kein Pferdeschwanz mehr zeigen, ohne seinen Segen von drüben zu bekommen. Das Dorf Douaumont wurde am Abend genommen, und damit war die Kette der ersten glänzenden Erfolge vor Verdun vorbei. Der Gegner hatte Zeit gehabt, sich zu erholen und an Menschen und Geschützen herbeizuschaffen, was sich beibringen ließ. Es begann das erbitterte Ringen von Graben zu Graben, das noch lange Monate andauern sollte.

Am 7. und 8. wurde die Batterie noch einmal zu größeren Schießen gegen Vaux angesetzt und am 8. fiel das Fort auch in unsere Hand, aber nur für einige Stunden. Von da ab wechselten die Aufgaben in dem ganzen für das seitliche Schußfeld erreichbaren Abschnitt. Je nach den Zielen mußten auch die Beobachtungsstellen jedesmal neu gesucht werden. Lagen die Aufgaben in der Gegend des Douaumont, so mußte nach Norden über Azannes ausgeholt werden, in Richtung

des Fosses= und Chaume=Waldes, lagen sie im Abschnitt Vaux, so kam die Gegend des Chena=Waldes bis Dieppe und Damloup in Betracht. Da gab es dann jedesmal neue Fernspreckleitungen von 10 und 15 und noch mehr Kilometern zu strecken, und was noch schwieriger war, in Ordnung zu halten. So dünn so ein Fernspreckdraht ist, so fabelhafte Anziehungskraft hat er für Granatsplitter.

Selbstverständlich wurden auch Versuche gemacht, die Beobachtung gegen besonders schwierige Ziele auf die in unserer Hand befindlichen Höhenränder zwischen Douaumont und Vaux zu verlegen. Ein Erfolg ist dabei nie erzielt worden. Die Fernspreckleitungen blieben auch nicht eine halbe Stunde lang unzerschossen. Allenfalls gelang es, in den frühesten Morgenstunden, die überall am ruhigsten sind, für kurze Zeit Verbindung zu erhalten. In vielen Fällen mußten daher Flieger und Ballons die unmögliche Erdbeobachtung ersetzen.

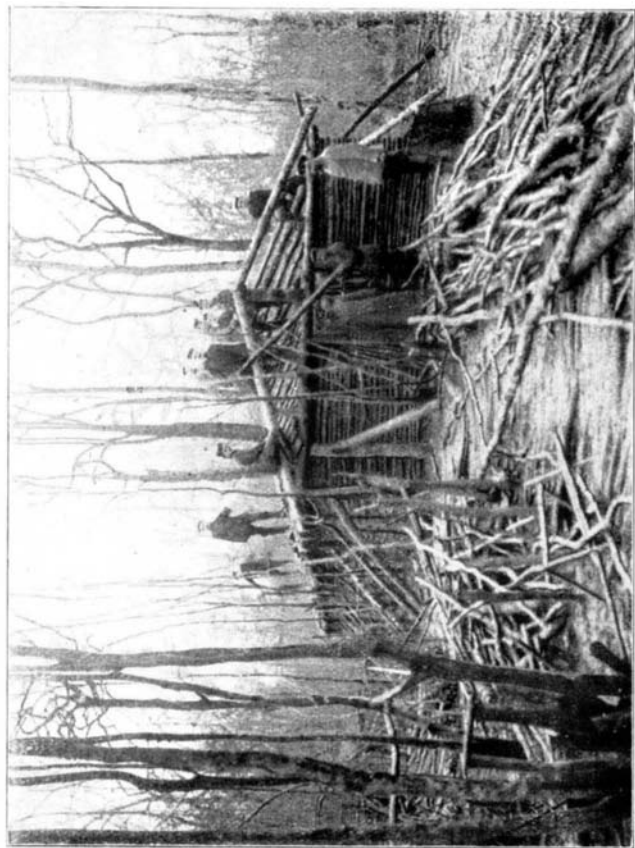
Lange Tage gab es auch, an denen keine Gefechtsaufgaben zu lösen waren, Feuerbereitschaft war aber natürlich immer vorhanden.

In diesen Wochen und Monaten wurde die Umwertung aller Werte in diesem Kriege auch hier so richtig deutlich. Wie vor langem der Feldkrieg, so ging auch der Festungskrieg unter in dem allein verbleibenden Stellungskampf, und es war nicht zu sagen, wo der eine anfing und der andere aufhörte. Panzer waren überall schnell gebrochen und Forts und Werke hatten ihren Charakter als Kampfmittel oder Widerstandszentren

eingebüßt. Der Schützengraben, das Drahthindernis, das Maschinengewehrnest waren ebenso verteidigungsfähig oder noch mehr, weil schwerer zu erkennen und zu bekämpfen und schnell wieder herzustellen. Die vollwertigen Betongewölbe der ständigen Werke boten meist Schutz, auch gegen schwerste Beschießung, aber auch der tief in die Erde getriebene Stollen ist so gut wie unverwundbar. Ob die im Frieden gebauten Forts von Verdun an ihren Stellen lagen oder nicht, hätte an dem weiteren Kampfe nichts geändert. Das Ausschlaggebende war die natürliche Stärke der Stellungen und die Geschicklichkeit und Kampfkraft des Verteidigers.

Entsprechend wandelten sich auch die Aufgaben der Artillerie und im besonderen die der schwersten. Wer vor oder zu Beginn des Krieges mit 42 cm auf Schützengräben hätte schießen wollen, wäre ausgelacht worden, und wer behauptet hätte, daß es Infanterie dort aushalten würde, erst recht. Jetzt wurde alles möglich. Eines Tages wurden der Batterie zwei Gräben in der Nähe des Forts Daur als Ziel angewiesen. Auf dem diesseitigen Hang liefen sie nebeneinander schräg auf die Schußrichtung zu und waren deutlich zu erkennen. Sie lagen so dicht beieinander, daß beide gleich viel abbekamen. Gut zwei Stunden hatten wir schon geschossen, und zahlreiche Trichter lagen in und um die Gräben, da erhebt sich doch tatsächlich in einer Pause zwischen zwei Schüssen ein Mann aus einem Graben und wechselt ganz gemütlich, die Hände echt französisch in den Hosentaschen, in den anderen Graben hinüber. Ganz deutlich

war der Kerl im Scherenfernrohr zu verfolgen. Also das war geradezu niederschmetternd. Wozu schöß man da eigentlich noch mit 42 em!



Mannschaftsbarade vor Verdun im Bau.

Soviel war klar, die Zeiten von Manonviller, wo eine ganze Fortbesatzung lediglich vor der moralischen Wirkung, vor Knall und Rauch schwerer Beschießung, die Nerven verlor und verschwand, waren endgültig vorbei. Die Gewöhnung oder Abstumpfung oder der Heroismus, man nenne es wie man will, waren so groß geworden, daß eigentlich nichts mehr Eindruck machte. Wer nicht geradezu totgeschossen wurde, der blieb eben da. Und das auf beiden Seiten und bei einer Menschheit, der man zunehmende Verweichlichung und Nervenschwäche nachgesagt hatte.

Für die Batterie hatte sich bald eine geregelte Dienst-einteilung ergeben. Eine Beobachtungsstelle, die guten Überblick auf den ganzen Gefechtsstreifen gewährte, war dauernd mit einem Offizier besetzt. In der Batterie befand sich unter einem zweiten Offizier eine starke Geschützbedienung. Wenn nicht geschossen wurde, hatte sie mit Instandhaltung, Verbesserung und Verstärkung der Anlagen, mit der Sorge für die Munition, mit Entwässerung, mit Geschützreinigen und tausend anderen notwendigen Dingen stets reichlich zu tun. Die Bedienung für das zweite Geschütz konnte meist alarmbereit im Lager bleiben. Die Entfernung zur Batterie war so gering, daß sie auch bei überraschendem Befehl zum Feuern noch rechtzeitig genug eintraf. Was von den übrigen nicht als Fernsprecher, Wache, zum Empfang von Verpflegung, Post usw. oder im Stall gebraucht wurde, war dienstfrei.

Daß wir auf diesem Fleck noch sehr lange liegen

würden, war uns bald klar. Es lohnte daher schon, an die Verbesserung unserer Unterkunft zu denken. Zunächst mußten einmal die minderwertigsten Mannschaftsbaracken verschwinden. Rüstige Arme gab es genug, und jedesmal nach 3—4 Tagen war ein neuer Bau entstanden. Jeder folgende hatte seine Vorzüge vor dem vorhergehenden. Unsere Batterie-Architekten vervollkommneten sich zusehends, und als zuletzt die Reihe an ein Offiziershaus kam, ließen sie alle Kürste spielen und stellten eine ganz allerliebste kleine Villa unter die hohen Wipfel des Waldes von Spincourt.

Bis auf die Dachpappe und etwas Draht zum Binden machten wir uns dabei ganz unabhängig. Alle Baustoffe lieferte der Wald. Zwischen senkrechten Pfählen wurden dünne Stämmchen und Reisig geschichtet, und die Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt, der sich hier also auch einmal nützlich erwies. Die Dachbalken wurden von gelernten Zimmerleuten kunstgerecht verlegt, gleichfalls mit dünnen Stämmen, Lehm und Laub bedeckt und schließlich mit Dachpappe wasserdicht überzogen. Im Innern der Mannschaftsbaracken wurden in zwei Reihen übereinander Bettgestelle aufgeführt, wie in der Kaserne, und mit Drahtgeflecht bespannt. Die Polster mußte sich jeder aus Laub, Stroh, Papierschnitzeln oder was es gerade gab, selbst besorgen. Ein großer Tisch mit Bänken für jede Korporalschaft vervollständigte die Inneneinrichtung. Es dauerte auch nicht lange, bis die Umgebung jeder Baracke ihren gärtnerischen Schmuck erhalten hatte.

Ein Fest war es jedesmal, wenn eine der alten Hütten abgebrochen wurde. Da gab es nämlich Rattenjagd. Was irgendwie Zeit hatte, versammelte sich im Kreise um die Baustelle, mit handfestem Knüttel bewaffnet. Selbstverständlich waren auch sämtliche Batteriehunde zur Stelle. Sobald die ersten Sparren sanken, wurde es lebendig, und die vierbeinigen Bewohner rückten aus. Aber nur wenigen gelang es. Besonders ein Dobermann war mit wildem Eifer bei der Sache und brachte viele zur Strecke. Bei jedem solchen Abbruch wurden 25—30 Ratten vertilgt und außerdem mehrere Nester mit 12 bis 15 Jungen. Wir hatten dann auch einige Zeit leidliche Ruhe, aber schon nach wenigen Wochen stellten sie sich wieder ein.

Als schließlich alles neu untergebracht war, ging es an „Luxusbauten“. Ein Brausebad entstand zunächst. Aus Blechtafeln wurde eine Art Dachrinne hergestellt, mit Löchern versehen und aus einer Schützengrabenspumpe gespeist. Leider war es zunächst reichlich kalt für diese Badeweise und als es wärmer wurde, versiegte zu allgemeinem Schmerz unser Wassergraben, der zuerst so getan hatte, als ob er ein Bach wäre.

In einem eigens dazu errichteten Häuschen entstand dann sogar ein Warmbad, und in ihm prangte unser Stolz, eine von den Batterieschlossern aus Blechtafeln höchst kunstvoll zusammengesetzte Badewanne.

Dabei blieben wir in unserem Waldwinkel ganz ungestört. Die Knüppeldämme schreckten alles ab, wenn sie auch immer entbehrlicher wurden, je weiter das Jahr

vorschritt. Auch der Franzose merkte nichts von den paar Hütten im dichten Hochwald und ließ unser Lager in Ruhe, so ungemütlich er auch sonst wurde. Immer häufiger und immer kräftiger wurden seine Feuerüber-



Offiziershaus im Wald von Spincourt.

fälle, und immer weiter ins Hintergelände reichten sie. Die Straße links und die Bahn rechts von uns hatten viel Anziehungskraft für die feindliche Artillerie und ebenso die Gegend, in der die Stellungen unserer Batterie und einer anderen der gleichen Art lagen. Hauptsächlich

des Nachts wurde es immer lebendiger, und schließlich fing es regelmäßig kurz nach Dunkelwerden an zu knallen, bis gegen Morgen.

Auch Flieger stellten sich des Nachts immer häufiger ein und warfen Bomben auf Truppenlager in der Nachbarschaft, die sich durch ihre Größe oder durch unvorsichtiges Zeigen von Licht verraten hatten.

Eines Abends wurden wir auf einen immer heller werdenden Feuerschein am Himmel aufmerksam. Die Meinungen waren zunächst geteilt, ob der Brandherd beim Feinde oder auf unserer Seite zu suchen sei, bis uns eine mächtige Detonation belehrte, daß wir ihn leider bei uns und viel näher zu suchen hatten, als wir anfangs glaubten. Bald folgten auch noch weitere Detonationen. Das konnte nur das große Munitionsdepot hinter der Höhe 307 sein. Eine telephonische Anfrage in der Batterie, die nur etwa 1 Kilometer davon entfernt lag, bestätigte die Vermutung. In der Batterie war im übrigen alles in Ordnung. Außer einigen Sprengstücken war nur eine fortgeschleuderte Granate bei ihr heruntergekommen, ohne Schaden zu tun. Die Wache hatte alles getan, was zu tun war, die Eindeckung der Munition nachgeprüft, nasse Tücher über den Kartuschen ausgebreitet usw.

Aber eine andere Sorge hatten wir. Unser jüngster Leutnant hatte an diesem Tage Dienst auf der Beobachtungsstelle gehabt. Der erste Teil des Rückweges ließ sich nur zu Fuß zurücklegen. Er hatte sich deshalb das Pferd hinter die Höhe 307 bestellt, gerade an das Muni-

tionsdepot und genau zu der Zeit, zu der der Brand begann. Er mußte mitten hinein gekommen sein und ebenso der Fahrer mit den Pferden.

Von Letzterem kam bald Nachricht. Er hatte das Schlauste getan, was er tun konnte. Als die ersten französischen Granaten in das Munitionsdepot schlugen und es anfing zu brennen, hatte er sich auf den Gaul geschwungen und war umhagelt von Sprengstücken in höchster Fahrt davongejagt. Er brachte sich und die beiden Pferde heil nach dem Stall. Aber von dem Offizier fehlte jede Nachricht. Tun ließ sich im Augenblick, bei Nacht im Walde und besonders solange es noch brannte und immer noch Explosionen nachfolgten, gar nichts. Nach etwa zwei Stunden rief er plötzlich aus der Batterie an. Er war heil geblieben, das war für den Augenblick die Hauptsache. Wir atmeten erleichtert auf.

Eine halbe Stunde später kam er dann an und berichtete Näheres. Er war richtig gerade hinein geraten und hatte nur noch etwas in den Wald hineinlaufen können, bis die ersten Explosionen kamen. Dann hatte er sich mit mehreren anderen in einer Hütte wieder gefunden. Sie hätte nicht das kleinste Sprengstück abgehalten, gab aber wenigstens das Gefühl, etwas über sich zu haben. Die Kognakflasche eines Wachtmeisters hatte die Lebensgeister aufrecht erhalten, während sich der Segen über sie ergoß. Als es anfing nachzulassen, hatte sich dann einer nach dem andern aus dem Staube gemacht. Etwas an die Nieren war ihm die Sache doch gegangen.

Anfang Mai mußten wir ein Geschütz abgeben und zwar mit allem Personal, was dazu gehörte. Die Batterie teilte sich also wieder einmal. Bis dahin hatten wir vor Verdun soviel Munition verfeuert, wie bei allen vorhergehenden Gelegenheiten zusammengenommen. Die Rohre hatten jetzt so viel Schüsse ausgehalten, wie im Frieden als voraussichtliche größte Leistungsfähigkeit bei vorsichtiger Schätzung angenommen worden war. Dabei waren sie noch so einwandfrei, daß sie ruhig noch das Doppelte ertragen konnten.

Auch bei dieser Gelegenheit bewährte sich wieder unser Glücksstern. Tagsüber war abgebaut worden, und bei Einbruch der Dunkelheit verließ der Zug mit dem Geschütz die Stellung. In der gleichen Nacht setzten die Franzosen einen schweren Treffer mitten in das eben verlassene Bettungsloch.

Das andere Geschütz blieb heil. Es hat noch lange Monate vor Verdun seine Schuldigkeit getan.

Ich selbst mußte kurze Zeit darauf zu anderer Tätigkeit von der Batterie Abschied nehmen.

Ein stolzes Gedenkbuch deutschen Heldentums

ist das vor kurzem erschienene Buch:

General Otto von Moser

Feldzugs-Aufzeichnungen

als Brigade-, Divisionskommandeur
und als kommand. General 1914–1918

22 Bogen Großoktav mit 100 Abbildungen und
7 Kartenskizzen geh. Mf. 12.—, geschmackvoll in
Halbleinen gebunden Mf. 16.—

Besonders frühere Angehörige der 107. preuß. Infant.-
Division, der 27. württ. Division, des XIV. Res.-Korps
(mit der 26. württ. Res.-Division), deren Kommandeur
General von Moser war, werden es als Gedenkbuch
ihrer Taten und Erlebnisse schätzen.

Ein großartiges, vornehmes Geschenkbuch mit 100 feinen Abbil-
dungen — eines der besten Kriegsbücher, das wir gesehen und
gelesen haben. Sangershäuser Zeitung.

Außerordentlich spannend und lebendig geschriebene tägliche Auf-
zeichnungen. Das Werk zeigt dem Leser in viel anschaulicherer
Weise, als die von den obersten Heerführern veröffentlichten Büchern
über den Weltkrieg, welche Heldentaten von den deutschen Truppen
verrichtet worden sind. Essener Allg. Zeitung.

Chr. Belfersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Die württ. Regimenter im Weltkrieg 1914-1918

Herausgegeben von Oberst S. Fleischlen.

Bd. I. Das 9. württemb. Infanterie-Regt. Nr. 127

Bearbeitet von Oberstlt. Schwab u. Hauptmann H. Schreyer.
Mit 101 Abb., 2 Uebersichtsskizzen u. 34 Skizzen. 12 Bogen gr. 8°
geb. Mk. 12.50.

Bd. II. Das württemb. Gebirgs-Artillerie-Regiment

Bearbeitet von Hauptmann Seeger.

Mit 208 Abb., 10 Karten, 1 Uebersichtsskizze u. 2 Vierfarbentafeln.
11^{3/4} Bogen gr. 8°,
geb. Mk. 14.—.

Bd. III. Das 1. württ. Landsturm-Inf.-Regiment Nr. 13

Bearbeitet von Major z. D. F. Gross.

Mit 82 Abb. u. 8 Skizzen. 6^{1/2} Bogen gr. 8°,
geb. Mk. 12.—.

Bd. IV. Das württ. Reserve-Inf.-Regiment Nr. 120

Bearbeitet von Oberst z. D. Fromm.

Mit 87 Abb., 2 Uebersichtskarten u. 21 Skizzen. 11 Bogen gr. 8°,
geb. Mk. 16.—.

Alle Kriegsteilnehmer, wie die Angehörigen der Gefallenen und Vermissten, sind Käufer der betr. Regimentsgeschichte. Jede derselben ist ein stolzes Gedenkbuch deutschen Heldentums.

Weitere Bände folgen, zunächst Inf.-Regt. 180, sodann Landwehr-Regt. 124.

Chr. Belfersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.